



32101 068985504

zkästlein



RECAP

Ein frischer Kranz

Gedichte von
Ludwig Palmer.

3478
429
336

Verlags Anstalt Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien.

78
29
36

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Aus siebenzig Jahren.

Lebenserinnerungen

von

Willy. Jos. v. Wasielewski.

Mit dem Bildnis des Verfassers.

Preis geheftet M. 5. — ;

in elegantem Halbfranzband M. 7. —

Jeder Musiker und Musikfreund wird diese Memoiren des Musikdirektors v. Wasielewski mit Freude und Gewinn lesen. Besonders werden seine Mittheilungen über eine Reihe berühmter ausübender Künstler der Vergangenheit und Gegenwart interessieren.

Aphorismen, Gedanken und Meinungen

von

Emanuel Wertheimer.

Mit einem Vorwort von François Coppée,
Mitglied der französischen Akademie.

In Original-Einband Preis M. 3. —

Eine Sammlung geistreicher Aussprüche voll Welterfahrung und gereifter Lebensanschauung, die der in Ungarn geborene Verfasser ursprünglich französisch geschrieben und selbst in musterhaftes Deutsch übertragen hat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Literarisches
Schatzkästlein

VIII. Band



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Ein frischer Kranz

Gedichte

von

Ludwig Palmer



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Alle Rechte vorbehalten.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart.

Inhalt.



	Seite
<u>Dorwort</u>	<u>IX</u>
Widmung	1
<u>Zuruf</u>	<u>2</u>
<u>Hohe Ziele</u>	<u>3</u>
Kontraße	4
<u>An einen Stoifer</u>	<u>7</u>
<u>Weltschmerz</u>	<u>8</u>
Mondnachtzauber	10
Tagesgrauen	13
Herbstlied	15
Der Tauwind	17
Frühling im Winter	18
„Ich weiß“	19
Schicksalswille	20
Warum ich dichte	21
Morgenandacht	22
Meine Rose	24
Am Weihnachtsmorgen	26
Morgentraum	28
Im Gewitter	29
Friedensgedanken	30

3478

1429

336

548503

(RECAP)

→§ VI §←

	Seite
Ein müdes Herz	31
Heimweh	33
Im Flug der Zeit	35
Wie's gehen kann	36
Sonntermorgen	38
Weltfern	40
Das Todesurteil	41
Meinem Kinde	44
Verlassen	46
Maienschnee	47
Wolkenschatten	48
Blasse Blume	49
Herbstnacht	50
In deinem Herzen	54
„Höhere Gymnastik“	56
Trostlos	58
Ein Mahnwort	59
Dissonanzen	60
Mit meinem Lied	62
Andere Ziele	64
An meine Muse	65
Ein Ort der Andacht	66
Unvergänglich	67
Zum Abschied	69
Sylvesterglocken	70
Abendfriede	74
Schlummerlied	76
Ein stiller Ort	77
Aufwärts	79
Erinnerung	80
Flüchte dich	81

→§ VII §←

	Seite
Gewinn	82
<u>Frühlingsandacht</u>	<u>83</u>
<u>Sterben</u>	<u>85</u>
<u>Der Flüchtling</u>	<u>86</u>
<u>Schlimm genug</u>	<u>88</u>
<u>Am Bache</u>	<u>89</u>
<u>Diplomatisch</u>	<u>91</u>
<u>Nicht also!</u>	<u>92</u>
Vom Dichten	93
Gleiches Schicksal	94
Wandlungen	97
Trost am Abend	98
Auf der Fahrt	99
Zweierlei Wege	101
<u>Empor zum Licht</u>	<u>102</u>
Wahlverwandt	103
Unerreicht	104
<u>Ausgestritten</u>	<u>106</u>
<u>Standesehre</u>	<u>108</u>
<u>Von der Heimat fern</u>	<u>109</u>
<u>Vom „Rechnen“</u>	<u>110</u>
<u>„Richtet nicht!“</u>	<u>111</u>
Vogelflug	112
Daheim	114
<u>Glücksträume</u>	<u>115</u>
<u>O frage nicht</u>	<u>116</u>
<u>Was ich liebe</u>	<u>117</u>
<u>Eugenie</u>	<u>118</u>
<u>Das gefällte Tannenbäumchen</u>	<u>119</u>
<u>Wald-Idylle</u>	<u>120</u>
<u>An Schiller</u>	<u>124</u>

→ VIII ←

	Seite
Zu begehrlieh	125
Du hast gefehlt	126
Kenzgruß	127
Schweres Opfer	129
Verfehlt	130
Spätes Glück	131
Zufunftsahnen	134
Traumbilder	135



Vorwort.



Die freundliche Aufnahme, die mein erstes Büchlein (Gedichte eines Arbeiters, Literarisches Schatzkästlein VI. Band) bei dem lesenden Publikum gefunden hat, läßt mich hoffen, daß auch diese neue Gedichtsammlung, die ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, wohlwollend aufgenommen wird.

Daß man es nicht jedermann recht zu machen vermag, ist eine allbekannte Thatsache, und ich bin es zufrieden, wenn nur diejenigen geneigten Leser, die das Erscheinen meines ersten Büchleins beifällig

begrüßten, sich auch durch den Inhalt dieser weiteren Sammlung angesprochen fühlen, denn ich bemesse den Wert einer Dichtung nach dem Eindruck, den sie auf unbefangene Gemüter macht.

Ohne der Kritik vorgreifen zu wollen, glaube ich annehmen zu dürfen, daß die Mehrzahl der gebildeten Leser mein Büchlein nicht unbefriedigt ans der Hand legen wird, denn ich habe mich möglichst wenig an Vorbilder gehalten und mehr aus dem Eigenen geschöpft. Daß ich dabei allgemein vorhandene Formen anwendete, wird mir kein vernünftiger Mensch übel nehmen, zumal es andre, größere Dichter ebenso machen; ich erühne mich auch nicht, etwa „neue Formen und neue Klänge“ zu erfinden, sondern lege die poetischen Empfindungen meines eignen Gemüts in die schon lange Zeit zum Gemeingut der Kulturwelt gewordenen Ausdrucksformen, wobei es nur auf den richtigen Anschlag ankommt. Sind

doch die Eindrücke von außen, die das menschliche Gemüt bewegen und den Geist beschäftigen, so mannigfaltig, daß sie eine poetisch veranlagte Natur recht wohl zu eigenem Schaffen begeistern können.

Ermutigt durch die mir bislang zu teil gewordene Anerkennung und ungeachtet einiger mißliebigen Angriffe, die man ja gelegentlich auch in den Kauf nehmen muß, sende ich nun dieses neue Büchlein in die Welt hinaus mit dem Wunsche, daß es von allen Freunden lyrischer Dichtung gern gelesen und weiterempfohlen werden möge.

Schorndorf im November 1897.

Ludwig Palmer.

Widmung.



Was oft in heil'gen Wehestunden
Die Seele mir so tief bewegt,
Hab' ich in diesen Kranz gebunden,
In dieser Lieder Klang gelegt;
Und wo verwandte Herzen schlagen,
Ruft es ein helles Echo wach
Wie Gruß aus fernen, schönen Tagen,
So traut, so lieb und mannigfach.



Zuruf.



Nicht an der Worte Klang sollt ihr euch
halten,

Nur an das Ideal, das drinnen lebt,
Das über die Gemeinheit uns erhebt,
In immer neuen, wechselnden Gestalten.

Nie soll das Feuer eurer Brust erkalten;
Ein heil'ger Drang, der nur nach Höhem
strebt

Und der verachtet, was am Niedern klebt,
Bring' eure Geisteskräfte zum Entfalten.

Wohl lohnt es sich, mit festem Mut zu
ringen

Inmitten dieses Lebens tollem Spiele,
Vergängliches als Opfer darzubringen.
Wer folgt mir nach? Berufen sind so viele,
Uns trägt ein Genius mit goldnen Schwingen
Zuletzt hinauf zu jenem hohen Ziele!



Hohe Ziele.



Scharfe Donnerworte möcht' ich sprechen,
 für die Freiheit eine Lanze brechen,
 Was ich spreche, mit der That beweisen,
 Und mein Volk aus seiner Knechtschaft reißen.

Möcht' dies öde Einerlei verlassen,
 Möchte zärtlich lieben, grimmig hassen,
 für die Wahrheit möcht' ich mutig streiten,
 Wenn es sein muß, Tod und Marter leiden.

Als Befreier schnell die Welt durchfliegen,
 Allen Schwachen, die im Staube liegen,
 Der Erlösung frohe Botschaft bringen
 Und mich auf zur Sonnenhöhe schwingen.



Kontraste.



Langsam schritt ich eines Tages
 Durch die Straßen einer Großstadt;
 Neben mir, des gleichen Weges,
 Wälzte sich der Strom der Menge.

Leuter unbekannte Menschen,
 Welche kalt vorübergingen,
 Keiner schaute nach dem andern,
 Jeder schien gleich mir ein Fremdling.

Manche prächtige Karosse
 fuhr dahin in raschem Tempo,
 Und am Schloßportale standen
 Silberstrotzende Hatzschiere.

Und mit Pauken und Trompeten
 zog daher die Wachtparade,
 Neben ihr ein bunt Gewimmel
 festlich aufgeputzter Menschen.

Mitten durch den bunten Knäuel
 Kam des Wegs ein Gärtnerbursche,
 Und in seinen Händen trug er
 Einen Kranz mit schwarzer Schleife.

Einen Kranz von Lorbeerblättern,
 Wie man solchen wohl zuweilen
 Als der Freundschaft letzte Gabe
 Einem Toten auf den Sarg legt.

Heiter schritt der Bursch und sorglos
 Hin zu einem Trauerhause,
 Und er pffiff auf seinem Wege
 Lust'ge Walzermelodien.

Dachte nicht des müden Kämpfers,
 Welchem dieser Kranz gewidmet,
 Dachte vielmehr an die Aussicht
 Eines respektablen Trinkgelds.

Und an eines Hauses Pforte
 Zog der Junge rasch die Klingel,
 Und mir war es, als vernähm' ich
 Schmerzlich unterdrücktes Weinen.

Zwischen seidnen Gardinen
 Sah ich dort ein marmorbleiches
 Frauenantlitz, das die Stirne
 Trostlos an die Scheiben preßte.

Um die nächste Straßenecke
 Klängen lustige Fanfaren,
 Klang der Menge wildes Jauchzen,
 Paukenschlag und Trommelwirbel.

Tolles Maskenspiel des Lebens!
 Marschmusik und Totenklage,
 Bittres Weh und süßer Leichtsinnsinn
 Treffen manchmal jäh zusammen. —

Die Parade war vorüber,
 Aus der Musikantentruppe
 Zogen fünf hinaus zum Friedhof,
 Ein Begräbnislied zu blasen.



An einen Stoiker.



Wer löst mir jene Runenschrift
 In deinem bleichen Angesicht? —
 Du hast schon manche Klipp' umschiff't,
 Schiffbruch gelitten hast du nicht;
 Du hast schon manches Weh gefühlt,
 Schon manche Lust gekostet auch;
 Dein heißes Herzblut hat verköhlt
 Der Schicksalsstürme Eiseshauch.

Du trottest wie ein ehrner Wall
 Der Unglückswogen wilder Wucht,
 Des Truges Wahngebilde all,
 Die schlägst du spielend in die Flucht;
 Dein klarer Blick erschaut von fern,
 Was andern lang verborgen ist,
 Und kommt der Tod, so stirbst du gern —
 Möcht' wissen, ob du glücklich bist!



Gelttschmerz.



Es können Stunden kommen,
 Wo jeder Trost entweicht,
 Wo sich ein finst'rer Dämon
 In deine Seele schleicht;
 Was sonst dein Herz erfreute,
 Scheint nichtig dir und schal,
 Das Leben eine Bürde,
 Die Welt ein Jammerthal.

Dir ist, als wär' die Sonne
 Ins Nebelmeer getaucht,
 Als hätt' mit gift'gem Kusse
 Der Tod dich angehaucht;
 Du bist so tief erbittert,
 So traurig und so krank,
 Und wer dich trösten möchte,
 Der erntet schlimmen Dank.

Dir ist, als ob du spürtest
Den Flügelschlag der Zeit
Und dieses Erdenlebens
Trostlose Nichtigkeit;
Ein Weh zieht durchs Gemüte,
Das quält dich immerzu.
O frag nicht, was dir fehlet, —
Am Weltschmerz leidest du.



Mondnachtzauber.



Es kam die Nacht so mild und frisch
 Nach sonnenreichem Tage,
 Mohnblumen nicken träumerisch
 Aus grünem Beet am Hage;
 Entschlafen ist der Abendwind,
 Die Wachtel schlägt im Riede,
 Der Lärm des Tages ist verhallt,
 Und alles atmet Friede.

Ein weißer Nebel deckt den Fluß,
 Und dort, vom Waldessaume
 Dringt eines Hornes weicher Ton
 Herüber, wie im Traume;
 Wer mag der traute Bläser sein,
 Der noch zu später Stunde
 Uns seinem Melodienschatz
 Der Welt bringt süße Kunde?

Wohl durch die laue Sommernacht
 Sich zarte Töne schwingen;
 Wie ruffst du doch die Sehnsucht wach,
 Du wundersames Klingen!
 Bald tönt es wie ein Liebeswort,
 So süß und innig fragend,
 Bald wie in herbem Seelenschmerz,
 So trostlos und verzagend.

Wo zwischen dichtem Lindenhain
 Bemooste Mauern stehen,
 Im dunklen Kreuzgang stirbt der Schall,
 Wie leises Windeswehen;
 Ein Mondstrahl durch das Dunkel bricht,
 Wie süßer Kuß der Minne,
 Umsäumt mit seinem Silberlicht
 Des Frauenklosters Sinne.

Des Klosters jüngste Nonne steht
 Am Fenster ihrer Zelle,
 Auch ihre Brust durchflutet wild
 Der Sehnsucht heiße Welle;
 Der Mondnachtzauber hat ihr Herz
 Gar süß und mild umspinnen,
 Sie träumt den schönsten Liebestraum
 Voll nie gekannter Wonnen.

Des Hornes Klänge sind verstummt,
Erstorben in den Lüften,
So schweigend ruht das Klösterlein,
Umwogt von Lindendüften;
Die Rose trinkt des Himmels Tau,
Damit sie nicht verschmachte,
Und trostlos weint ein Menschenherz,
Das eben erst erwachte.



Tagesgrauen.



Noch hält die Dämmerung uns umfangen,
 Noch liegt die Welt in süßem Traum,
 Doch zuckt ein feuriges Verlangen
 Dort an der Berge dunklem Saum;
 Sei uns begrüßt, o Morgenhelle,
 Wie steigst du auf, so still und klar!
 Wir wissen, daß des Lichtes Quelle,
 Daß unsre Sonne dich gebar.

Schon fühlt man, wie des Lebens Fülle
 Aus heil'gem Borne sich ergießt,
 Und schon zerreißt die dunkle Hülle,
 Daß sich der Tag dem Blick erschließt;
 Des Urgebirges starre Gipfel
 Schmückt jetzt ein goldner Strahlenkranz;
 Selbst in des Waldes dunkeln Wipfel
 Dringt hell der wunderbare Glanz.

Im Süden droht noch eine steile
 Und hochgetürmte Wolkenwand;
 Dorthin schießt seine goldnen Pfeile
 Der Sonnengott mit sicherer Hand.
 Ha, wie die weißen Rosse rennen,
 Wenn Phöbus prangend fährt zum Streit!
 Die Wolkenburg beginnt zu brennen,
 Die dunklen Schatten fliehen weit.

Von Busch und Hügeln weicht der fahle,
 Der graue Morgendämmerchein,
 Der Tag gießt aus krystallner Schale
 Sein Licht in unsre Welt herein;
 Er pocht an festverschloss'ne Klausen,
 Auf sein Geheiß umfängt uns bald
 Wie Wellenschlag und Sturmesbrausen
 Des Lebens wechselnde Gestalt!



Herbstlied.



Der Sommer floh, die Blumen sterben;
 O seht, wie schon auf Baum und Strauch
 Die Blätter gelb und rot sich färben,
 Berührt vom kühlen Windeshauch!
 Verstummt sind auch die Vogelstimmen,
 Ein Schauer geht durch die Natur,
 Und will das Abendrot verglimmen,
 Deckt weißer Nebel Hain und Flur.

Noch ist es Herbst, jedoch wir fühlen,
 Daß bald die Lust zu Ende geht,
 Der Winter naht mit seiner kühlen,
 Mit seiner stolzen Majestät;
 Er tilgt mit rauher Hand die Spuren
 Entschwundner Sommerherrlichkeit,
 Und auf die Wälder, auf die Fluren
 Deckt er sein weißes Feierkleid.

Doch daß der Mensch nicht ganz verzage,
Wenn so viel Schönes welkt und stirbt,
Wie Lenzeshauch vergangner Tage
Die Hoffnung noch das Herz umwirbt.
Ein Zukunftstraum hält mich umfangen,
So hell, so licht, so wunderbar:
Ich finde wieder, was vergangen,
Und was mir lieb und teuer war.



Der Tauwind.



Es kam der Tauwind leis und sacht,
 Er rauschte und wehte die ganze Nacht,
 Ich bin darüber vom Schlaf erwacht
 Und hab' an den kommenden Lenz gedacht.

Auch in mein Herz der Tauwind sprang,
 Daß ein selig Ahnen es tief durchdrang,
 Daß jäh die eisige Hülle zersprang,
 Daß es jubelnd empor zum Licht sich schwang.

So rausche, du lauer Frühlingswind,
 Umrausche die Erde sanft und lind!
 Auch du, mein Lied, flieg auf geschwind
 Zur Liebsten, wo meine Gedanken sind!



Frühling im Winter.



Die Winternacht, die sternenhelle,
 Umfing uns totenstill und kalt,
 Der Mond goß seine wunderbare
 Lichtfülle über Berg und Wald;
 Auch uns umwob der Silberschimmer,
 Sonst war es einsam um uns her,
 Als ob die ganze Welt auf immer
 In Eis und Schnee begraben wär'.

Und doch, an deiner Küsse Brennen,
 An deines Herzens wildem Schlag
 Kommt' ich den Frühling wohl erkennen,
 Der schon in deiner Seele lag;
 Mir war's, als klang' ein heil'ges „Werde“
 Hernieder von dem Sternenzelt,
 Und aus der schneebedeckten Erde
 Stieg eine bunte Märchenwelt.



„Ich weiß.“



Ich weiß einen maigrünen Wald,
 Da singen die Vögel auf taufrischen Zweigen,
 Sonst aber herrscht Ruhe und heiliges
 Schweigen,
 Des Tages Getöse verhallt.

Da bin ich im schattigen Grund
 Auch einmal mit meiner Herzliebsten ge-
 gangen,
 Da hielt ich sie liebend und zärtlich umfangen
 Und küßte den rosigen Mund.

Ich weiß einen dornigen Hag,
 Da sind wir zur Stunde des Abschieds ge-
 standen,
 Als alle die Träume der Hoffnung ent-
 schwanden
 Und Schnee auf den Fluren lag.

Ich weiß eine sonnige Höh',
 Da lieg' ich im Grase und schau' in die ferne
 Und träume von ihr, meinem einzigen Sterne,
 Und sterbe vor Sehnsuchtsweh.



Schicksalswille.



Ach, das ist ein harter Schluß,
 Daß nach Lenzestraum und Blüten
 Stets der Winter kommen muß
 Mit des Lebens Drang und Mühen.

Ach, das ist ein harter Schluß,
 Daß nach liebendem Sichfinden
 Stets der Abschied kommen muß
 Und die holden Träume schwinden.

Ach, das ist ein harter Schluß,
 Daß ein Herz voll edler Liebe
 Ohne Glück verkümmern muß
 In dem eitlen Weltgetriebe.



Warum ich dichte.



Warum ich dichte? Sonderbare Frage!
 Weil ich erkannt das Urbild alles Schönen,
 Weil süße Klänge mir die Brust durchtönen,
 Weil ich den heißen Drang im Herzen trage.

So äußert sich der Jubel und die Klage
 In Liedern, die mich mit der Welt ver-
 söhnen;

Was soll ich unter meinem Joche stöhnen! —
 Ich hoffe gern auf sonnenhelle Tage.

Was ist mein Lied? Ein Strahl von jenem
 Lichte,

Das uns verklärt den Dornenpfad des Lebens,
 Ein Wort aus Gottes großem Weltgedichte,

Das ich erfass' im fluge des Entschwebens
 Und dem, der mit mir fühlen kann, berichte; —
 Ist dies erreicht, so klang es nicht vergebens.



Morgen-Andacht.



Der Sonnengott schlug eine Schlacht,
 Und er bezwang die Finsternis,
 Wie er den Wolkenflor der Nacht
 Mit seiner Strahlen Glut zerriß;
 Er schleuderte den güldnen Speer,
 Und dieser sauste blitzeschnell
 Gen Westen über Land und Meer;
 Da wich die Nacht, da ward es hell.

Verblichen war der letzte Stern,
 Und aus den Thälern allerwärts
 Scholl Glockenklang von nah und fern:
 „Wach auf, du schlafend Menschenherz!“
 Die Gletscherwelt voll Eis und Schnee
 Erstrahlte wie ein roter Brand;
 Ein Adler flog zur Wolkenhööh',
 Die Schwingen mächtig ausgespannt.

Hell klang der Vöglein Morgensalm,
Durch grüne Büsche sprang ein Wild,
Ein Jauchzen klang von hoher Alm
Hernieder in das Thalgefeld;
Ich aber, der ich schweigend stand
Und schaute all die stolze Pracht,
Hab', weil ich keine Worte fand,
An Jhu, der solches schuf, gedacht.



Meine Rose.



Sinnend schritt ich dahin auf der heute so
 einsamen Straße,
 Herbstlicher Nebel umlagerte traumhaft das
 weite Gefild;
 Plötzlich stockte mein Fuß, auf dem Boden
 erschaut' ich ein Röslein,
 Welches wohl eben ein Mensch hier auf dem
 Wege verlor.
 Mitleidig nahm ich die Blume und schaute
 mit süßem Behagen,
 Wie sie auf schwankendem Stiele wiegte das
 purpurne Haupt.
 Nichts von dem Staube des Weges, auf
 dem ich sie eben gefunden,
 Hing an dem zarten Gebilde; die Rose war
 taufrißch und rein.
 Innig berührte ich jetzt ihren schwellenden
 Kelch mit den Lippen,
 „Gruß dir, du arme Verlass'ne,“ sprach ich,
 von Wehmut erfüllt;

„Länger sollst du nicht liegen so hilflos und
 elend im Staube,
 Wo vielleicht bald schon ein Wanderer achtlos
 und roh dich zertritt.
 Freilich wohl bleibst du gebrochen und fern
 von dem heimischen Strauche,
 Aber der Rose gebührt wahrlich ein schöneres
 Grab.“

Sorgsam nahm ich die Blume, sie zärtlich
 am Busen verbergend,
 Trug sie zur sonnigen Höh', wo Waldwipfel
 rauschen, empor.
 Dort in das schwellende Moos, an dem
 Stamm einer knorrigten Eiche,
 Legt' ich die sterbende Blume, nachdem ich
 sie schweigend geküßt.
 Langsam schritt ich zu Thal, es umfing mich
 das lärmende Treiben
 Hastender Menschen, die gierig jagen nach
 Gold und Genuß.
 Mitten im Strudel des Lebens gedenk' ich
 doch manchmal der Rose,
 Die ich der Mutter Natur legte ans liebende
 Herz.

Am Weihnachtsmorgen.



Ich schritt am klaren Weihnachtsmorgen
 Durch eines Friedhofs stillen Raum;
 Es träumte, unterm Schnee verborgen,
 Die weite Flur den Wintertraum.
 Rings herrschte feierliches Schweigen,
 Kein Laut durchdrang die klare Luft,
 Und an der Trauerweide Zweigen
 Hing zarten Reifs krySTALLNER DUST.

Ein Engel stand, aus Erz gegossen,
 Dort auf granitnem Leichenstein,
 Das Haupt vom Sonnenlicht umflossen,
 Sein Antlitz schien belebt zu sein.
 Denn über seine sanften Züge
 Rann eine helle Thränenflut;
 Fast schien mir's eines Blendwerks Lüge,
 Und doch so rührend und so gut.

Doch ward im selbigen Momente
 Mir auch des Rätsels Lösung klar,
 Daß diese Thränenperle spende
 So einfach als natürlich war:
 Ob schwach die Wintersonne glühte —
 Der Reif schmolz auf des Engels Haupt!
 Wo ist ein kindliches Gemüte,
 Das noch an fromme Wunder glaubt?

So traf im eitlen Weltgetriebe
 Auch meine eisumstarrte Brust
 Ein warmer Kuß der Menschenliebe
 Und gab mir neue Lebenslust;
 Und aus der Nacht voll Gram und Sorgen,
 Aus dunklem Nebelschleier bricht
 Ein hoffnungsvoller Weihnachtsmorgen
 Mit sonnenhellem Angesicht.



Morgentraum.



Neige dich, neige dich, Morgentraum,
 freundlich zu mir nieder!
 Schließ mir die Augen lind und sacht,
 Bring mir nach lange durchweinter Nacht
 Endlich die Ruhe wieder!

Laß meine Seele sanft umwehn
 Holde Friedensklänge,
 Zeig mir die himmlische Herrlichkeit,
 Bring mir Trost und Vergessenheit,
 Scheuche der Sorgen Menge!

Ueber die Erde ein Engel schwebt,
 Hilft mir die Pfade finden;
 Goldig ist seines Kleides Saum —
 Küsse mich rasch, o Morgentraum,
 Daß mir die Sinne schwinden!



Im Gewitter.



Ueber die flur ist der Hagel gefallen,
 Schwarz ist das düstere Wolkengezelt.
 Schauen die Götter aus himmlischen Hallen
 Drohend hernieder auf unsere Welt?
 Ueber der Menschen Verderbnis und Sünde
 Sind sie beleidigt, aufs tiefste ergrimmt,
 Schickten den Sturmwind, damit er uns künde,
 Daß unserm Hochmut ein Ende bestimmt.

Weichet, ihr düstern Wolkengebilde,
 Gieb dich zufrieden, empörte Natur,
 Schütze mit deinem hellstrahlenden Schilde,
 Sonnengott, unsere zitternde flur!
 Wiederum sprosse das keimende Leben
 Rings aus der Erde gewaltigem Schoß, —
 Sündigen mögen die Götter vergeben,
 Klein ist der Mensch, und die Götter sind groß.



Friedensgedanken.



Eine dämmernde Laube, von wildem Wein
 Umsponnen mit üppigen Ranken,
 Der Himmel so wolkenlos und rein,
 Vogelgezwitzcher und Sonnenschein
 Und liebliche Friedensgedanken.

Auch weiß ich ein Plätzchen im Buchenschlag,
 Wo mich grünnende Zweige umschwanke;
 Sei begrüßt, o du sonniger Maientag,
 Wo die Seele nichts anderes hegen mag
 Als liebliche Friedensgedanken.



Ein müdes Herz.



Der Frühling kam, die Lerche sang,
 Die Schwalbe flog am Bergeshang,
 Die Amsel strich den ganzen Tag
 Durchs Dämmergrün im Tannenhag.
 Nur in ein armes, müdes Herz
 Wollte der Lenz nicht kommen.

Der Sommer hat sein Licht verhaucht,
 Hat Berg und Thal in Blut getaucht,
 Die Tage heiß, die Nächte mild,
 Zur Ernte reif das Saatfeld. —
 Nur in ein armes, müdes Herz
 Wollte die Sonne nicht kommen.

Die Schwalbe flog, das Laub verblich,
 Durchs Weingerank der Herbstwind strich,
 Die Flur so still, zur Ruh' bereit,
 Der Nebel wob ihr Sterbefleid, —
 Nur in ein armes, müdes Herz
 Wollte die Ruhe nicht kommen.

Das Thalgefild ruht frostumhüllt,
Von Norden bläst der Sturmwind wild,
Ein Grab ist halb vom Schnee verweht,
Ein Kreuzlein auf dem Grabe steht.
Darunter ruht ein müdes Herz,
Das endlich zur Ruhe gekommen.



Heimweh.



Sehnsucht, wie ziehest du
 Mich meiner Heimat zu,
 Steh' ich im fremden Land
 Einsam am Strand.
 Möcht' mit den Wolken ziehn
 Ueber die Meere hin,
 Ueber der Wogen Schaum
 Im blauen Raum.

Wie dort die Sonne sinkt,
 Scheidend im Westen blinkt,
 Lächelt ihr letzter Strahl
 Mir noch einmal.
 So fällt ein milder Schein
 Scheidend ins Herz hinein,
 Hoffnung noch einmal lacht,
 Dann wird es Nacht.

Ein frischer Kranz.

3

Ruft mich der Tod einmal,
 Endet der Sehnsucht Qual,
 Heimweh so tief und wild
 Ist dann gestillt.
 Grabesnacht schreckt mich nicht,
 Auf schwebt der Geist zum Licht,
 Denn des Allmächt'gen Hauch
 Schuf ihn ja auch.



Im Flug der Zeit.



Wenn still der Sommer scheidet
 Und wenn der Herbst beginnt,
 fühlt man mit tiefer Wehmut,
 Wie schnell die Zeit verrinnt;
 Und wie so manche Blüte
 Am Baum des Lebens starb! —
 Wohl dem, der im Gemüte
 Sich Bleibendes erwarb!

Wohl dem, der froh kann schauen
 Das Ziel, wonach er strebt,
 Wie über grüne Auen
 Im Lenz die Lerche schwebt;
 Wie zwischen vollen Garben
 Der Schnitter fröhlich singt
 Und, ob auch Blüten starben,
 Die Ernte heimwärts bringt!



Wie's gehen kann.



Es zog ein wandernder Geselle
 Wohl einen dunkeln Forst entlang,
 Als eben erst die Morgenhelle
 Durch hoher Tannen Wipfel drang;
 Er schritt vergnügt am Wanderstabe
 Durchs weite, grüne Waldrevier,
 Ein leichtes Känzel seine Habe,
 Ein Blumenstrauß war seine Zier.

Und rings umher von taubenetzten Zweigen
 Erklang der Vöglein Sang so hell und laut,
 Gebrochen war das ernste, tiefe Schweigen,
 Womit die Nacht dem Walde sich vertraut;
 Es war, als ob der Sonne heller Schimmer
 Mit einem Schlag zerbrach den Zauberbann,
 Womit die Finsternis das Leben immer,
 Wenn ihre Stunde kommt, umstricken kann.

Hei, wie die fröhlichen Weisen erklangen,
 Welche der wandernde Sänger erfand,
 Hei, wie die Wässerlein hüpfen und
 sprangen
 Nieder zu Thal, in das grünende Land;

Sonnenschein, Lieder und schmeichelnde
 Lüfte,
 Vogelgezwitscher im grünen Gezelt,
 Murmelnde Bächlein und liebliche Düfte, —
 Schön ist das Wandern, und weit ist die
 Welt!

Was wohl dem Sänger plötzlich
 Die frohe Laune knickt? —
 Er fühlt, wie ganz entsetzlich
 Sein linker Stiefel drückt;
 Er spürt des Hungers Nagen,
 Sein Durst ist kolossal;
 Nichts hilft dem leeren Magen,
 Was schön und ideal.

Wie der Wanderer eine Weile
 Ueberlegend nachgedacht,
 Hat er sich mit Hast und Eile
 Aus dem Walde fortgemacht;
 Die Begeisterung war verloren,
 Müde stieg er jetzt zu Thal,
 Und beim Wirt „zu den drei Møhren“
 Aß und trank er ganz real.



Sommormorgen.



Schnell entweicht die Dunkelheit,
Und am hohen Himmelsbogen,
Ostwärts, kommt in Herrlichkeit
Schon der Tag heraufgezogen.

Rosenrot ist sein Gewand,
Goldig schimmert seine Leuchte,
Wandelt er am Waldesrand
Durch das Gras, das tauigfeuchte.

Lerchentriller, Amselschlag
Schallet weithin in der Runde,
Und das Röslein an dem Hag
Freut sich auch der guten Stunde.

Wiegt sich fröhlich in der Luft,
Will dem bunten Falter winken,
Daß er Tau und Blumenduft
Mög' aus rotem Kelche trinken.

O wie schmückt die Welt sich schön,
Wenn der Sonnengott sich kündet,
Wenn er über Thal und Höhen
Seine fackel angezündet!

Wo ein Pfeil des Lichtes traf,
Wandelt Trauer sich in Lachen; —
Werd' ich nach dem Todeschlaf
Auch so neuerjüngt erwachen?



Geltfern.



Traumverloren sitzt der Klausner
 Dort auf moosbedecktem Steine,
 Ueber ihm die Tannenwipfel
 Glühen sanft im Abendscheine.

Aus den Saiten seiner Leier
 Lockt er spielend süße Klänge,
 Bald ertönt's wie Liebeslieder,
 Bald wie ernste Grabgesänge.

Holde Bilder ihn umschweben
 Aus der Jugend Lenzestagen,
 Leise wird auf Engelsfittich
 Seine Seele fortgetragen.

Schweigend ruht der Wald im Dunkeln,
 Droben glänzen hell die Sterne,
 Und wie Himmelsharfeentöne
 Klingt's herüber aus der ferne.



Das Todesurteil.



Es liegt ein Mann im tiefen Turmverließ,
 Ein Schuldbeladner, viel hat er verbrochen;
 Die menschliche Gesellschaft ihn verstieß,
 Sein Todesurteil ist ihm schon gesprochen.
 So finster brütend sitzt er auf dem Stein,
 Zuweilen nur beginnt er dumpf zu stöhnen,
 Kein Sonnenstrahl dringt in die Nacht
 herein

Und mahnt ihn an ein tröstliches Versöhnen.
 Gedanken ziehn durch sein gequältes Hirn,
 Die der Verzweiflung wilder Wut ent-
 springen;

fest in die hohle Hand preßt er die Stirn —
 Sie zu verschrecken will ihm nicht gelingen.
 Wohl streift der Kindheit unschuldsvolle
 Zeit,

Ein leis' Erinnern seine starren Züge —
 Zu spät, zu spät! er ist dem Tod geweiht;
 Der Hoffnung Morgentraum war eine
 Lüge.

— Nun laßt den schuldbeladenen Mann allein
 Und folgt mir jetzt zum hohen Königsschlosse,
 Wo Säulen stehn aus blankem Marmorstein,
 Auf Postamenten eherne Kolosse.

Ein Saal, drapiert mit reichgesticktem
 Sammt,
 Von Gold und Edelsteinen welch Ge-
 schimmer!

Und durch die hohen Bogenfenster flammt
 Der Morgensonne blendend heller Schimmer.

Vier Männer im Talare sitzen dort;
 Der jugendliche König weilt bei ihnen,
 Sie sprachen ernst ein inhaltschweres Wort
 Und haben düstre, unheilvolle Mienen.

In seinen Armstuhl wirft sich der Regent,
 Scheu streift sein Blick die hohen Spiegel-
 scheiben;

Ha, wie das Blut in seinen Adern brennt!
 Er soll ein Todesurteil unterschreiben. —

Nun tritt zu ihm ein altersgrauer Mann,
 Ihm ehrfurchtsvoll die goldne Feder
 reichend,

Jedoch der Fürst sich nicht entschließen kann,
 Er schaut sich um, erschrocken und er-
 bleichend;

Ein Menschenleben! Gott, was soll er thun? —
 In seiner Hand ein zitternd Menschenleben!
 An diese bange Frage denkt er nun; —
 Wird ihm sein Herz die rechte Antwort geben?
 Sein Blick wird starr und seine Wange fahl;
 Noch zögert er, die Feder zu ergreifen,
 Er zögert, denn es ist das erste Mal,
 Daß seiner Herrschaft solche Früchte reifen.
 In seinem Herzen eine Stimme spricht:
 „Sieh den Verbrecher dort in Angst und
 Nöten,

O thu es nicht, halt ein, o thu es nicht! —
 Auch dir gilt das Gebot: „Du sollst nicht
 töten!“

Da löst der Zwiespalt sich in seiner Brust,
 Es fällt des kalten Zweifels letzte Schranke,
 Aus seinem Auge aber flammt mit Lust
 Der Menschenliebe rettender Gedanke;
 Und plötzlich endet alle Seelenpein,
 Er wendet sich zum treu erprobten Räte,
 Drauf spricht er mild: „Laßt uns barm-
 herzig sein,
 Bringt dem Verdammten seines Königs
 Gnade!“



Meinem Kinde.



In deinen Augen schläft ein Märchen,
 Ein süßes Rätsel ruht darin,
 Ich kann dies Rätsel nicht erraten,
 Soviel ich immer denk' und sinn';
 Wie rein und hold sind deine Züge,
 Wie lieblich ist dein Angesicht!
 Ich muß dich immerfort betrachten, —
 Du bist so schön und weißt es nicht.

Neigst du das Haupt zu mir herüber,
 Umwallt von brannem Lockenhaar,
 Faßt mich ein süßer Wonneshauer,
 Und mein Gemüt wird still und klar;
 Dein Lächeln scheucht von meiner Stirne
 Des Unmuts Wolken, schwer und dicht,
 Wie Sonnenschein auf dunkler Tiefe, —
 Du bist so schön und weißt es nicht.

Oft muß ich schmerzlich mich erinnern,
 Wie einst die Welt mein Glück zertrat,
 Und daß so manchem Ahnungslosen
 Ein finsternes Verhängnis naht;
 Dann steigt ein heiß Gebet gen Himmel,
 Das meine Seele stammelnd spricht,
 Daß Gottes Engel dich bewahre, —
 Du bist so schön und weißt es nicht.

Ich möchte gern auf deinem Pfade
 Dir schützend stets zur Seite stehn!
 Doch einmal wird die Stunde kommen,
 Wo du mußt einsam weitergehn.
 O hüte deiner Unschuld Perle,
 Was auch die Sünde dir verspricht,
 Laß dir dies reine Glück nicht rauben! —
 Du bist so schön und weißt es nicht.



Verlassen.



Ich ging in stiller Sommernacht
 Wohl durch das mondbeglänzte Thal,
 Da hab' ich wieder dein gedacht
 In ungestillter Sehnsucht Qual;
 Und wieder stieg dein liebes Bild
 Vor meiner Seele klar empor,
 Du küßtest mich so stürmisch, wild,
 Wie damals, eh' ich dich verlor.

Und ob es nur ein Schatten war
 Aus glänzender Vergangenheit,
 Den meine Phantasie gebar,
 In trostesleerer Einsamkeit, —
 Es hat mir doch das Herz bewegt
 Gestorbener Glückes stummer Gruß, —
 O weile, bis der Sturm sich legt,
 Du Traum, den ich vergessen muß!



Maienschnee.

(1897.)

Es scheint, als wär' der düstre Winter
 Schon wieder bei uns eingerückt,
 Der Erde zarte Blumenkinder,
 Die hat ein rauher Sturm zerpflückt;
 Des Waldes traute Sänger schweigen,
 Auch mir ist heut ums Herz so weh,
 Auf das Gerank von grünen Zweigen
 Fiel just ein leichter Maienschnee.

Was soll das wilde flockentreiben
 So mitten in der Lenzespracht?
 Will denn der Winter ewig bleiben?
 Trozt er des frühling's Zaubermacht?
 Doch, während ich den Lenz beweine,
 Zerteilt sich schon das Wolkenzelt,
 Und strahlend liegt im Sonnenscheine
 Vor mir die schöne Gotteswelt.



Wolkenschatten.



Das Thal ruht lichtumflossen
 Wie Paradiesestraum,
 Da läuft ein Wolkenschatten
 Längshin am Bergessaum.
 Er trübt nur auf Sekunden
 Das lebensfrische Bild.
 Und bald ist er verschwunden
 Vom sonnigen Gefild.

Oft, wenn im Glanz der Freude
 Das Herz sich sonnen will,
 So kommt ein Wolkenschatten
 Und macht es ernst und still, —
 Doch auch in trüben Stunden
 Verlier nicht den Humor,
 Bald strahlt die Sonne wieder
 So hell als wie zuvor.



Blasse Blume.



Du schaust so traurig aus und krank,
 Als müßtest du noch heute sterben,
 Ein scheuer Blick, ein stummer Dank,
 Wird mir für all mein Liebeswerben;
 Und dennoch möcht' ich dich so gern
 Mit treuer Liebe an mich fetten
 Und, aus dem Weltgetümmel fern,
 Uns auf ein stilles Eiland retten.

O glaube nicht, daß ich dir je
 Die falschen Freunde vorgezogen.
 Ich trug ja ganz daselbe Weh, —
 Auch mich hat diese Welt betrogen!
 Ach, wüßtest du, was du mir bist,
 Du würdest dich mit mir vereinen,
 Um, wenn dein Herz so trostlos ist,
 An meiner Brust dich auszuweinen.



Herbstnacht.



Spät noch, im Dunkel der Nacht, stand ich
 am offenen Fenster,
 Schaute beim Mondlicht hinaus in die fried-
 lich entschlummerte Flur;
 Leise nur strich noch der Windhauch durchs
 zitternde Herbstlaub der Bäume,
 Die in phantastischer Gruppe umstanden
 mein trauliches Heim.
 Hoch an dem schweigenden Himmel, da
 flammten die ewigen Lichter,
 Zogen vereinzelt Wölkchen, von magischem
 Schimmer umspielt.
 Plötzlich erschaut' ich gen Westen ein mäch-
 tiges Wolfengeschwader,
 Drohend zog es herauf und bedeckte die
 Erde mit Nacht;
 Wie wenn geharnischte Reiter hinausziehn
 zur blutigen Feldschlacht,
 Wie die Dämonen der Hölle erschien mir
 das schwarze Gebild.

Heulend erhob sich der Sturmwind und
schüttelte grimmig die Bäume;
Schreckhaft im Dunkel des Waldes jauchzte
die wilde Musik. —

„Zürnst du mir, ewiger Weltgeist?“ so
fragt' ich den nächtlichen Himmel;

„Zürnst du mir, ewiger Weltgeist?“ so
fragt' ich die Erde zugleich;

„Hab' ich gefehlt, als ich floh in das stille
Asyl, das mir Schutz bot,

fern von den Tücken der Menschen und
ihrem erbärmlichen Haß?“

Kaum war den bebenden Lippen entflohen
die forschende Frage,

Als das Getöse, verstummend, in leisem
Geflüster erstarb;

Silbern erglänzte der Mond, und das
blitzende Heer der Gestirne

Wandelte friedlich im All die erhabene,
endlose Bahn.

Schimmernde Hallen der Götter, Gefilde
des ewigen Friedens,

Schaute mein trunkener Blick in dem wei-
ten, unendlichen Raum.

Leise, wie Geisterhauch, klang es, wie
 Engelsgesang in den Lüften:
 „Erdengeborener Mensch, der du dennoch
 der Gottheit entstammst,
 Richte getrost deine Blicke hinauf zu den
 ewigen Sternen,
 Kindlich vertrauend dem Geist, des leben-
 digen Hauch du verspürst.
 Will es dir nimmer gelingen, die Rätsel
 des Lebens zu lösen,
 Schaue nicht zagend hinaus in der Zukunft
 undunkeltes Land;
 Ueber die Schatten der Nacht erheb' dich im
 Flug der Gedanken,
 Tauche ins Meer der Allreinheit, los von
 dem irdischen Tand.
 Laß dich gemeiner Naturen verhaßtes Ge-
 zänke nicht stören,
 Ueber dem Hader und Zweifel steht hoch
 dein harmonischer Geist.
 Hast du die Tugend erwählt, so vermag
 dich kein Unheil zu schrecken,
 Schaue getrost auf das Endziel und bleibe
 dir selber getreu.“

— Also vernahm ich mit Andacht, was
eben der Geist mir verkündigt,
Wohlgemut trat ich vom Fenster und legte
mich schweigend zur Ruh',
Schlief bis zum schimmernden Morgen, von
lieblichen Träumen umgaukelt —
— Welch ein erquickender Schlummer, welch
frohes Erwachen darauf!



In deinem Herzen.



In deinem Herzen wohnt der Friede,
 Nach dem ich oft mich heiß gesehnt,
 Drum hab' ich manchmal Kampfesmüde
 Mein Haupt an deine Brust gelehnt;
 Und schmeichelnd, wie des Maiwinds Kosen,
 Drang mir dein Trost in das Gemüt:
 „Gedulde dich, die Zeit bringt Rosen,
 Noch ist dein Sommer nicht verblüht!“

Dann hab' ich wieder frisch gerungen,
 Mein Lebensmut war neu entfacht,
 Manch schlimmen Feind hab' ich bezwungen
 Und oft an deinen Trost gedacht.
 Nun klingt's wie Sturmesgruß aus Norden,
 Daß schon mein Herbst gekommen ist,
 Und endlich ist mir's klar geworden,
 Daß du die schönste Rose bist.

Die einz'ge Rose, die mir blühte,
In dieses Lebens Dornenkranz,
Die oft mich, wenn ich krank und müde,
Gelabt mit ihrem Duft und Glanz —
Die mir als letzter Trost geblieben,
Wenn Angst und Zweifel mich umfing,
Und mir vergab mit treuem Lieben,
So oft ich in der Irre ging.



„Höhere Gymnastik.“



Sah ich jüngst auf offnem Markte
 Schangerüste aufgeschlagen
 Und auf hochgespanntem Seile
 Einen Mann sein Leben wagen.

Gaffend stand das Volk im Kreise,
 Und die „Kunst“ ward hoch gepriesen,
 Während sieben Musikanten
 Eine lust'ge Polka bliesen.

Doch der fecke Mann da droben,
 Reichgeschmückt mit buntem Flitter,
 Schien mir ein Gesicht zu machen,
 Traurig wie ein Leichenbitter.

Unten, mit dem Sammelteiler,
 Ging sein Töchterlein, das holde,
 Ihre Augen glichen Sternen
 Und ihr Haar dem Sonnengolde.

Ach, die Gaben flossen spärlich,
 Gar gering war manche Spende,
 Und kein Reicher legte seinen
 Reichtum in die zarten Hände!

Rudelweis entfloß das feige
Volk vor diesem schönen Kinde;
Wahrlich, manches Herz bedeckte
Eine starre Eisrinde!

Und mein letztes Silberstückchen
Warf ich in den Sammelsteller,
Dieses schaute stattlich blinkend
Auf die vielen roten Heller.

Und ein Blick, so süß und innig,
Traf mich aus dem thränenfeuchten
Augenpaar, dem holden, blauen,
Wie der Sonne helles Leuchten.

Wahrlich, gern will ich zuweilen
Solch geringes Opfer wagen, —
„Sei gegrüßt, o Mensch und Bruder!“
Schien ihr Lächeln mir zu sagen.



Großlos.



Mir ist so elend und trüb zu Mut,
 Ich fühle mich so verlassen,
 Es ist mir, als hätt' ich das Lieben verlernt
 Und könnte bloß noch hassen.

Es sprang eine Saite in meiner Brust,
 Das hat so schmerzlich geklungen;
 Mir ist, als wär' das gequälte Herz
 Vor Leid und Weh zersprungen.



Ein Mahnwort.



Siehst du, o Dichter, wie schmachvoll und
stöhnend

Tragen die Kinder des Elends ihr Joch?
Worte wie Hammerschlag, wuchtig und
dröhnend,

Grimmige Worte, die fehlen dir noch.

Gieß aus den Liedern die züngelnde Flamme
Heiligen Hornes in jegliche Brust;
Lohne und strafe, vergieb und verdamme,
Sei dir der göttlichen Sendung bewußt.

Gieb den Verblendeten geistige Klarheit,
Zeige den Irrenden richtige Bahn,
Liebe die Schönheit und sage die Wahrheit,
Hasse die Lüge, bekämpfe den Wahn.

Nimmer auf Erden wird's ewiger Friede,
Vorwärts gerungen, die Lösung heißt: Krieg!
fehlt dir das Schwert, o, so kämpf mit
dem Liede,

Aber verhilf nur dem Guten zum Sieg.



Dissonanzen.



's war an einem Sommermorgen,
 Sinnend schritt ich vor das Thor,
 Eben stieg am Firmamente
 Stolz der Sonnenball empor;
 Einer Amsel süßes Locken
 Klang aus grünem Buchenschlag,
 Während tiefe Sabbathstille
 Auf dem Thalgefilde lag.

Draußen an der Heideschenke
 Saß ein alter Dagabund,
 Steckte sich zu Lust und Kurzweil
 Eine Rose in den Mund,
 Hatte eben ausgetrunken
 Seines Braantweins letzten Rest,
 Und nun hielt er diese schöne
 Blume mit den Zähnen fest.

Ach, da schwebte eine dunkle
 Wolke über mein Gemüt.
 „Arme Rose,“ sprach ich seufzend,
 „Bist du darum aufgeblüht,
 Daß dir, reines Kind der Sonne,
 Solch ein schlimmes Ende droht,
 Daß geschändet und zertreten
 Du verdirbst im Straßenkot? —

Ach, ins hohe Lied der Freude
 Schleicht sich mancher Mißklang ein,
 Manches Bild wirft seine Schatten,
 Auch beim hellsten Sonnenschein!
 Glückliche, wer mit heiterm Sinne
 Kaum beachtet, gleich vergißt,
 Daß so mancher zarten Blüte
 Solch ein Los beschieden ist.



Mit meinem Lied.



Auch ich vermag das Menschenherz zu packen
 Mit meines Liedes heißem Feuerstrom,
 Damit es, frei von allen Erden Schlacken,
 Darf treten in der Gottheit heil'gen Dom;
 Ins Paradies, wo hundert Bächlein springen,
 Gespeist vom Lebensquell, der nie versiegt,
 Und wo der Phönix mit den goldnen
 Schwingen

Hinauf zum Licht der ew'gen Sonne fliegt.

Was ist das Leben, Dichtung oder Wahrheit?
 Ein traumhaft Wandern durch dies Erden-
 thal!

Oft zeigt uns plötzlich ein Moment der
 Klarheit

Das ferne Ziel der Sehnsucht noch einmal.
 Es deutet uns dies flüchtige Erkennen,
 Daß wir, vom Spott des Zweifels unbe-
 rührt,

Noch eine Heimat dürfen unser nennen,
 Wohin die Tugend ihre Kämpfer führt.

Nicht schäm' ich mich des löchrigen Gewandes,
 Mit dem die Armut ihre Blöße deckt,
 Doch fluch' ich jenes bunten Flittertandes,
 In dem die Herzensroheit sich versteckt;
 Drum ließ' ich gern ein wildes Kampflied
 schallen,
 Daß die gebundne Freiheit drob erwacht,
 Daß ihr die Ketten von den Händen fallen,
 Und daß es Morgen wird nach langer
 Nacht.

So flücht' ich oft, wenn manchmal mir die
 schale,
 Verkehrte Welt so sehr zuwider ist,
 Hinüber in das Reich der Ideale,
 Wo man der Erde Mängel gern vergißt.
 Nicht eitles Gut will ich zusammenraffen,
 Auch glaub' ich nicht an euren frommen
 Trug —
 Ich kann mir selber meinen Himmel schaffen,
 Mit des Gedankens kühnem Adlerflug.



Andre Ziele.



Wie dauern die Genossen mich,
 Die, stets im Kampf ums karge Brot,
 Zufrieden mit dem Lose sind,
 Das ihnen just das Schicksal bot;
 Die nie begreifen, was es heißt,
 Mit idealer Schaffenslust
 Die Keime fördern, die der Geist
 Gelegt in unsre Menschenbrust.

Wohl sind sie glücklicher als ich,
 Sie fühlen keine Tyrannei,
 Ich weiß, sie lächeln über mich,
 Und dünken sich am Ende frei,
 Sie gehen zwar denselben Gang,
 Sie ziehen an demselben Strang,
 Jedoch — sie denken nichts dabei!



An meine Muse.



So komm, du leichtbeschwingte Muse,
 Und führ mich in dein Heiligtum!
 Ich schaue staunend deine Wunder,
 Bin tief gerührt und bete stumm;
 Du führst mich aus dem Weltgetriebe,
 Das oft mein Herz so wild umfängt,
 Ins stille Paradies der Liebe,
 Wo keine Sorge mich bedrängt.

Du Strahl der ew'gen Geistessonne,
 Du klärst und bildest meinen Geist,
 Drum acht' ich's nicht mehr, wenn zuweilen
 Die Welt mich einen Narren heißt.
 Ruhet doch in meines Herzens Tiefe
 Ein reicher Schatz, der nie verdirbt
 Und der mir noch zum Trost kann werden,
 Wenn jede andre Freude stirbt.



Ein Ort der Andacht.



Ihr alten Klosterkirchenhallen,
 Wie tret' ich hier so gerne ein,
 Wo Weihrauchwolken mich umwallen
 Und Epheu schmückt den grauen Stein.
 Durch hohe Bogenfenster flutet
 Gedämpft der Sonne goldnes Licht,
 Das Kreuz, daran der Heiland blutet,
 Ein heller Strahlenkranz umflieht.

Und durch die feierliche Stille
 Klingt tief und ernst ein Chorgesang,
 Vor Gott beugt sich des Menschen Wille
 In des Gebetes heil'gem Drang.
 Wir sind dem Lärm der Welt entzogen,
 Ihr eitles Thun berührt uns kaum;
 Es schwebt auf Harmonienwogen
 Ein Friedensengel durch den Raum.



Unvergänglich.



Die reine Seele kann nicht sterben,
 Sie wechselt nur das äufere Kleid;
 Der Lebenshauch kann nicht verderben,
 Er dauert fort in Ewigkeit.

Wer weiß, ob er nicht weite Fernen
 Auf unbekannter Bahn durchmifst,
 Vom Staub befreit auf schönern Sternen
 Der Erde Jammerthal vergift?

In meiner Brust lebt ein Gedanke,
 Ein Hoffen, das mich nie verläßt:
 Mein Geist durchbricht des Todes Schranke
 Und klammert sich am Leben fest.
 Dorthin, wo er in Traum und Dichtung
 Sich jetzt nur auf Minuten schwingt,
 Dorthin geht seines fluges Richtung,
 Wenn er sich los vom Staube ringt.

Wohl kann ich nicht mit festen Normen
 Beweisen, was die Seele ahnt, —
 Gefühle preßt man nicht in Formen,
 Die kluger Menschen Witz erfand;
 Doch aus der Dämmerung Tiefen dring' ich
 Zum Licht im hehren Geisterflug,
 Mit meines Glaubens Kraft bezwing' ich
 Der Welt verhaßten Wahn und Trug.

Das ist ein wunderbares Hoffen,
 Ein Trost, der mir das Herz erquickt:
 Mir steht das Reich der Geister offen,
 Ich habe seinen Glanz erblickt;
 Ganz anders, als die Thoren wähnen,
 Ganz anders, als der Kluge denkt; —
 Harr aus, o Herz, im Thal der Thränen,
 Bis dich dein Hirte heimwärts lenkt!



Zum Abschied.



Uns bleibt ein Trost im Scheiden,
Der uns das Herz erhebt,
Der Trost, daß in uns beiden
Erinnerung ewig lebt;
Und wenn der Sturm die Blüten
Der Hoffnung alle bricht,
So mög' dich Gott behüten, —
Vergessen wirst du nicht!



Sylvesterglocken.



Wenn die Sylvesterglocken klingen,
 So fragt man wohl mit ernstem Sinn,
 Was uns das neue Jahr mag bringen,
 Und hofft, daß bess're Zeit beginn';
 Doch wie der Wunsch sich auch gestaltet,
 Er ändert unser Schicksal nicht,
 Die Zukunft, die sich jetzt entfaltet,
 Kommt mit verhülltem Angesicht.

Wohl herrscht von Anbeginn auf Erden
 Ein steter Kreislauf der Natur,
 Ein ewiges Vergehn und Werden,
 Da ist der Mensch ein Stäubchen nur;
 Doch über diese ird'sche Schranke
 Hebt sich der kühne Geist empor,
 Schwingt sonnenwärts sich der Gedanke
 Und pocht an das verschloff'ne Thor.

Er möchte gern den Schleier heben,
 Der uns das Weltgeheimnis deckt,
 Die Kraft erkennen, die zum Leben
 Beständig neue Keime weckt;
 Er möchte staunend sich versenken
 Ins weite Meer der Ewigkeit,
 Des fittichs Flug zum Urquell lenken,
 Der Zukunft und Vergangenheit.

So nah der göttlichen Vollendung
 Der Menschengeist zum Ziele strebt,
 Doch unerfüllt ist seine Sendung,
 Solang er noch am Staube klebt,
 Und immer bleibt die große Frage:
 Was wird aus uns zu jener Frist,
 Wenn diese Spanne Erdentage
 Auch einmal ganz vorüber ist?

Wenn du, o Mensch, die Weltgeschichte
 Verfolgst bis in die fernste Zeit,
 So findest du gewiß Berichte
 Vergeltender Gerechtigkeit;
 Doch ob auch jedem Erdensohne
 Sein gutes Recht geworden sei,
 Ob man die Tugend stets belohne —
 Die Antwort findest du nicht dabei!

Drum muß es eine Zukunft geben,
 Und wär' dieselbe noch so fern.
 Es endet unser Geistesleben
 Nicht ganz auf diesem Wandelstern;
 Es wird die Harmonie der Sphären
 Durch keinen Mißklang ganz zerstört,
 Die Dämmerung kann nicht ewig währen,
 Der Wunsch der Sehnsucht wird erhört.

In welcher Form, in welcher Hülle,
 In welches Wesens neuer Art
 Des Lebens unermess'ne Fülle
 Sich uns dereinst noch offenbart,
 Das ist dem Klügsten selbst verborgen,
 Und nur die Ahnung hat's gewagt,
 Zu träumen von dem großen Morgen,
 Der uns am fernen Ziele tagt.

Der uns zum Lohne bessern Strebens
 Der Ideale Reich erschließt,
 Daß aus dem Staub des Erdenlebens
 Die Blume reiner Schönheit sprießt;
 Der uns so manchen Lichtblick sandte,
 Woran die Seele sich erquickt —
 Der Geist löst auch einmal die Bande,
 Womit der Wahn uns noch umstrickt.

So schwingt die hohe Wahrheit wieder
 Aufs neue siegreich das Panier,
 Sie zwang den alten Zweifel nieder
 Und giebt dem Leben Glanz und Zier;
 Sie trägt uns über die Gemeinheit
 Und dieser Erde Not und Pein
 Empor zur Quelle der Allreinheit,
 In eine Welt voll Sonnenschein.

Drum wollen wir nun still bedenken,
 Daß auch das jetzt vergangne Jahr,
 In das wir träumend uns versenken,
 Ein Markstein unsers Lebens war;
 Daß in dem Wechsel dieser Zeiten
 Das Gute nicht verloren geht,
 Und daß der Lohn, den wir erstreiten,
 Am Ende unsrer Laufbahn steht.



Abendfrie.de.



Abendfrie.de, Abendfrie.de,
 Süßer, heil'ger Abendfrie.de
 Decket wieder Hain und Flur.
 Mit dem Liede, mit dem Liede,
 Mit der Amsel süßem Liede
 Ging zur Ruhe die Natur.

Glockenstimmen, Glockenstimmen,
 Tiefe, ernste Glockenstimmen
 Klingen träumerisch von fern.
 Sie verschwimmen, sie verschwimmen,
 Sanft im Lufthauch sie verschwimmen,
 Und vom Himmel blitzt ein Stern.

Tief im Grunde, tief im Grunde,
 Tief im kühlen Wiesengrunde
 Murmelt noch die Quelle sacht.
 Dämmerstunde, Dämmerstunde,
 Sei gegrüßt, o Dämmerstunde,
 Keine Poesie der Nacht!

Traumumfängen, traumumfängen,
 Schlummermüd und traumumfängen,
 Ruht die Welt im Dämmerlicht.
 Was vergangen, ist vergangen;
 Laß, o Seele, was vergangen, —
 Gottes Liebe schwindet nicht!



Schlummerlied.



Mählich erlosch der Sonnenschein,
 Leise dämmert die Nacht herein,
 Vöglein schlummern in Hain und Flur,
 Tiefer Friede deckt die Natur;
 Flüchte, mein Kind, in des Vaters Schoß,
 Schlummere sicher, von Sorgen los; —
 Schlaf ein in Ruh',
 Mein Liebling du!

Wo sich die Nacht im Wald verlor,
 Kommt zwischen Wolken der Mond hervor,
 Breitet so ruhig, so klar und mild
 Silbernen Schimmer aufs weite Gefild;
 Traumhaft plätschert der Bach zu Thal,
 Müde lächelst du noch einmal; —
 Schlaf ein in Ruh',
 Mein Liebling du!



Ein stiller Ort.



Durch laue Luft klingt Lerchensang,
 Voll Blumen steht die Halde;
 Ein Friedhof liegt am Bergeshang,
 Ganz nah beim grünen Walde;
 Wie glänzt die Flur so morgenfrisch,
 Der Thalgrund liegt so träumerisch
 Vom Frührot übergossen.

Von ferne her dringt süß und bang
 Auf Morgenwindes Schwingen
 Und mischt sich mit dem Lerchensang
 Ein leises Glockenklingen;
 Der Wald im Sonnenlichte glüht,
 Wehmütig zieht mir durchs Gemüt
 Ein sehnsuchtsvolles Ahnen.

Nicht Glockenklang noch Frührot weckt
Die Schläfer in der Stille,
Doch hat der Lenz sie überdeckt
Mit einer grünen Hülle;
Sie schlummern frei von Not und Qual; —
Hier möcht' ich ruhen, wenn einmal
Mein Leben ist zu Ende!



Aufwärts.



Alles wird schwinden, es bleibt nur das
eine:

Ewiger Liebe geheiligter Hort;
frei von vergänglichem Wesen und Scheine,
Dauert die Höhe, die Himmlische fort.

Mitten im tosenden Meer dieses Lebens,
Winkende Hoffnung, dich schau' ich so gern;
Ja, mich umbrausen die Stürme vergebens,
Sei mir gegrüßt, o du leuchtender Stern!

Schattenhaft, flüchtig verschwinden die Tage,
fliehen die Träume der irdischen Lust,
Leise verhallen der Jubel, die Klage,
Nur noch die Sehnsucht wohnt in der Brust.

fort von den irdischen Nebelgebilden,
Hoch über Finsternis, Falschheit und Trug,
Auf zu den leuchtenden Sonnengefilden,
Trägt mich ihr Fittich in mächtigem Flug.



Erinnerung.



Ich ging in lauer Sommernacht
 Durchs stille, mondbeglänzte Thal,
 Da hab' ich wieder dein gedacht,
 In ungestillter Sehnsucht Qual;
 Und wieder stieg dein liebes Bild
 Vor meiner Seele klar empor,
 Du küßtest mich, so stürmisch, wild,
 Wie damals, eh' ich dich verlor.

Und ob es nur ein Schatten war
 Aus glänzender Vergangenheit,
 Den meine Phantasie gebar,
 In frostesleerer Einsamkeit;
 Es hat mir doch das Herz bewegt,
 Gestorbnen Glückes stummer Gruß, —
 O weile, bis der Sturm sich legt,
 Du Traum, den ich vergessen muß!



Flüchte dich.



Auf, meine Seele, flüchte dich
 Zum stillen Friedensport!
 Hier türmet Well' auf Welle sich,
 Auf, müde Seele, flüchte dich
 Aus dem Gedränge fort.

Das Glück wohnt in der Einsamkeit, —
 O sei mit Gott allein!
 Such innere Zufriedenheit
 Und laß der Welt ihr Narrenkleid,
 Ein schönerer Schmuck ist dein.

Hinan zu jenen Höhen, hinan,
 Wo Geistessonne strahlt,
 Und ist auch rauh und steil die Bahn,
 Dir wird, langst du am Ziele an,
 Dein Ringen wohl bezahlt!



Gewinn.



Kurz ist der Freude hohes Lied,
 Gar bald ist's ausgeklungen;
 Kurz ist der Augenblick, den du
 Dem Glück hast abgerungen.
 Halt aus, ob auch fortuna kargt,
 Laß dich darob nicht fränken;
 Im Kampfe bist du neu erstarkt
 Und lernstest richtig denken.



Frühlingsandacht.



Um sonndurchglänzten, goldnen Frühlings-
tag

Schritt ich vorbei an einem grünen Hag,
Dort stand ein Häuschen, rebenlaubum-
spinnen.

Die Lerche schwang sich hoch in blauer Luft,
Ein Falter schwelgte im Syringenduft
Und alles Erdenleid schien mir zerronnen.

Die Kirchenglocken klingen in der Fern',
Melodisches Geläute hör' ich gern,
Doch halt' ich meine Andacht nur im
freien;

Ich schweife gern durch Wälder, Flur
und Au,

Als hoher Dom wölbt sich der Himmel blau,
Da will mir manches schöne Lied gedeihen.

Dort, an dem Häuschen, das im Rebengrün
Gleichwie ein Märchenschloß verborgen
schien,

Ein Mädchen stand im leichten Morgen-
fleide;

Noch war das Kind zur Jungfrau nicht
erblüht,

Ich schaute sinnend, wie es sich bemüht'
Um seine Lieblinge, mit reiner Freude.

Ein Hahn, die Hühner mit der Küchleinschar,
Das Haupt umflattert' ihr ein Tauben-
paar, —

Sie fütterte die Tierlein mit Behagen!
Auf ihrem Antlitze lag's wie Sonnenschein,
Sie sah mich an, so unschuldsvoll, so rein,
Wie Traumgebild aus meiner Kindheit
Tagen.

Da dacht' ich tiefbewegt im Weitergehn:
„Ich hab' ein wunderlieblich Bild gesehn
In der Natur so reichverziertem Rahmen!“
In meinem Herzen klang's wie ein Gebet,
Und leis vom nahen Walde kam geweht
Im Windeshauch ein feierliches Amen.



Sterben.



Wie bang das Leben Abschied nimmt!
 Ich höre schon die Totenklage; —
 Noch einmal kommt die ernste Frage:
 Ist uns kein Wiedersehn bestimmt?

Der kalte Tod faßt mich ergrimmt,
 So daß ich nichts zu hoffen wage, —
 Bewegt von seinem Flügelschlage
 Mein Fahrzeug jetzt zum Ziele schwimmt.

Wohl ist es eine ernste Fahrt,
 Hinweg aus diesem Erdenleben,
 Und ach, das Scheiden dünkt uns hart.

Doch wollen wir den Blick erheben, —
 Hoch überm Leid der Gegenwart
 Sieht man die Friedenstaube schweben!



Der Flüchtling.



Umfängst du mich wieder, du dämmernder
Wald,

Mit deinem vertrauten Geflüster?

Ein Weilchen noch vorwärts, es öffnet sich
bald

Die Felsenschlucht, einsam und düster!

Zwar bin ich verwundet und müde gehetzt,
Doch besser als elend gefangen,

Die Lüfte der Freiheit umwehen mich jetzt, —
Ich bin dem Verfolger entgangen!

So nimm mich, du träumerische Waldesnacht,
In deine verschwiegenen Räume;
Hier hab' ich einst friedliche Stunden ver-
bracht,

Beim heimlichen Rauschen der Bäume.
Die Stürme des Lebens umtosten mich wild,
Bald stimmte das Heimweh mich trüber,
Da grüßte dein märchenumwobenes Bild
So süß aus der ferne herüber.

Ich tritt mit dem Schwerte für Freiheit
 und Recht,
 Die braven Genossen zur Seite,
 Doch fielen sie alle im heißen Gefecht,
 Ermattet entrann ich dem Streite;
 Und fließt auch aus tödlichen Wunden
 mein Blut,
 Und trieb mich der Groll ins Verderben,
 So ist es doch immer noch wunnig und gut,
 Im Wald, in der Freiheit zu sterben.



Schlimm genug.



Ich zog am heitern Tage
Hinaus ins weite Land,
Da sah ich die Gemeinheit,
Die hart am Wege stand.

Sie gab mir böse Worte,
Sie fuhr mich grimmig an,
Sie hat mit ihrem Hasse
Mir bitter weh gethan.

Ich wurde stumm und traurig,
Mein Lächeln war entflohn,
Als ich auf ihrem Gesichte
Sah den blutigen Hohn.

O sagt, ihr lieben Freunde,
Ist es nicht schlimm genug,
Daß dieses verworfene Wesen
Ein Menschenantlitz trug?



Am Bache.



Am Bache steht ein Birkenbaum
 Mit schöner weißer Rinde.
 Die Zweige sind so fein und zart,
 Sie wiegen sich nach Wellenart
 Wie Frauenhaar im Winde.

Wohl unter diesem Birkenbaum,
 Da bin ich einst gesessen,
 Die Maimacht war so mild und warm,
 Ich hielt mein süßes Lieb im Arm
 Und hab' die Welt vergessen.

Im Busche sang die Nachtigall,
 Von Liebeswonne trunken,
 Der Hain lag still und feierlich,
 Und Erd' und Himmel küßten sich,
 In Seligkeit versunken.

— Vorüber ist die Maienzeit,
Dahin des Lenzes Wonnen,
Entblättert steht der Birkenbaum
Und, ach, der schöne Liebestraum
Ist leider auch zerronnen.



Diplomatisch.



Ein Gauner lief zur Polizei
 Und sprach: „Mein Geld ward mir gestohlen,
 Ich such' bei der Behörde Schutz;
 Schafft ihr den Dieb mir nicht herbei,
 So ist die Polizei nichts nutz,
 So soll euch gleich der Teufel holen!“

Durch diesen groben Ton erschreckt,
 Die Polizei sprach: „Ihro Gnaden!
 Gleich senden wir die Späher aus!“ —
 Zwölf Diebe wurden eingesteckt, —
 Der Gauner sprach vergnügt zu Hans:
 „Die Konkurrenz kann nicht mehr schaden!“



Nicht also!



Glaub nicht, es sei das Scheiden
 Bestimmt in Gottes Rat, —
 Es grünet noch uns beiden
 Der Hoffnung junge Saat,
 Nicht also hat der Vater,
 Der liebe, uns bestimmt;
 Die Welt nur ist's, die böse,
 Die unser Glück uns nimmt!



Vom Dichten.



Was jagst du nach Rhythmen und Reimen
 Und klammerst dich fest am System?
 Es hilft dir kein Hobeln und Leimen,
 Wer dichten kann, dichtet bequem!
 Der Kopf nicht allein kann's vollbringen,
 Doch drinnen, im tiefsten Gemüt,
 Befreit von prosaischen Dingen,
 Die Blume der Schönheit erblüht.

Und wüßtest du Reime und Normen,
 Und wärest du klug und gelehrt,
 Du zwängst doch den Geist nicht in Formen,
 Der frei sich zu tummeln begehrt;
 Wir sind an die Sprache gebunden,
 Doch glaub mir, das schönste Gedicht,
 Das wird nur gedacht und empfunden,
 Zu schreiben vermag man es nicht!



Gleiches Schicksal.



Der Schreiner hobelte ernst und stumm,
An einem tannenen Brett,
Daraus er für einen Toten schuf
Das letzte Ruhebett.

Ich sah ihm zu und dachte still
An einen Tannenbaum,
Der einst auf luft'ger Bergeshöh'
Wohl stand am Waldessaum.

Wie ragte hoch sein Wipfel grün
In freie Himmelsluft,
Wie strömte aus allen Poren ihm
Des Harzes feiner Duft!

O freier Wald, o Sonnenglanz!
Wie war die Welt so schön!
Wie süß erklang der Vögel Sang
Auf weiten Bergeshöhn!

Dort, mitten in der Einsamkeit
 Der Baum gedieh mit Lust,
 Und reichlich gab die Nahrung ihm
 Der Erde Mutterbrust.

In seinem Schatten schlief einmal
 Ein wandernder Poet,
 Der sprach: „Geb' Gott, daß dieser Baum
 Noch lange grünend steht!“

Weil aber so ein Dichtermunsch
 Gar selten wird erhört,
 So hat auch diesmal das Geschick
 Sich nicht daran gekehrt.

Zwei Männer fällten den Tannenbaum,
 Just an demselben Tag,
 Sie gaben ihm manchen scharfen Hieb,
 Bis er am Boden lag.

Und ehe wieder ein Jahr verging,
 Starb auch das Dichterlein,
 Und der Schreiner machte vom selben Holz
 Ihn seinen Totenschrein.

Der Hobel fuhr zischend über das Brett,
 Aus den Poren drang harziger Duft,
 Gemahnte an Lieder und Sonnenglanz,
 Und freie Bergesluft.

Und als gezimmert der Totenschrein,
 Das schlichte, bretteerne Haus,
 Da trugen sie beim Abendschein
 Den Dichter still hinaus.

Zwei Freunde gaben ihm das Geleit,
 Eine Amsel sang träumrisch ihr Lied,
 Der Himmel prangte im Feuerkleid,
 Weil eben die Sonne verschied.



Wandlungen.



Ruht die Welt im Sonnenschein,
Ist uns wohl zu Mute;
Ach, das Herz erkennt so gern
Alles Schöne, Gute.

Doch die heitre Stimmung ist
Bald verweht, vergangen,
Wenn am weiten Horizont
Wetterwolken hängen.



Stoß am Abend.



Des Tages bunte Bilder sind entflohen,
 Verlodert ist die helle Sommenglut,
 Und düster kam die Nacht heraufgezogen,
 Die schweigend über dem Gefilde ruht;
 Ein letztes Glühen zuckt am Firmamente,
 Und mählich stirbt auch dieser fahle Schein, —
 Es ist vollbracht — nun ist der Tag zu Ende!
 O Menschenherz, kehre bei dir selber ein.

So laß noch einmal still vor deiner Seele
 Vorüberziehen den vergangenen Tag;
 Vereue herzlich die begangnen fehle,
 Damit dein Schlummer friedlich werden mag;
 Und wenn dir nichts als das Bewußtsein
 bleibe,

Daß du nach Kräften Gutes hast erstrebt,
 So ruhst du sanft im Schoß der ew'gen Liebe,
 So hast du heute nicht umsonst gelebt!



Auf der Fahrt.



Ich fuhr dahin auf weiter Strecke,
 Das Dampfroß keuchte schwer voran;
 Gelehnt in eine Wagenecke,
 Sah ich mir still die Gegend an;
 Ein weißer Morgennebel deckte
 Den Wiesengrund mit leichtem Flor,
 So daß er halb dem Aug' versteckte,
 Was in der ferne sich verlor.

Bald hielt der Zug mit seinen Lasten
 Auf einer kleinen Station;
 O welch ein Drängen, welch ein Hasten
 Zu früher Morgenstunde schon!
 Da stand geschart zu festem Bunde
 Ein ländlicher Gesangverein;
 Hell klang es aus der Sängerrunde:
 „Ade, es muß geschieden sein!“

Das galt dem guten Kameraden,
 Der heut aus ihrer Mitte schied;
 Zum letzten Abschiedstrunk geladen,
 Sie sangen ihm das Abschiedslied;
 Er zog hinaus, das Glück zu finden,
 Ins ferne Land Amerika,
 Ließ seiner Jugend Träume schwinden,
 Und sieh, das Glück war doch so nah!

 Besondert vom Gewühl der Menge,
 Wie eine Blume zart und schön,
 Abseits vom lärmenden Gedränge,
 Sah ich ein bleiches Mädchen stehn.
 Das Haupt gesenkt in stummer Trauer,
 Ihr Antlitz trug der Thränen Spur;
 Der Morgenwind mit leichtem Schauer
 Ihr dunkles Lockenhaar durchfuhr.

 Und jetzt erscholl ein Glockenzeichen, —
 Das war zur Abfahrt das Signal;
 Noch einmal gab's ein Händereichen,
 O Gott, — vielleicht zum letztenmal!
 Ein schriller Pfiff, ein leichtes Schwanken,
 Und saugend fuhren wir davon; —
 Mir aber zog durch die Gedanken
 Das Gleichnis vom verlorenen Sohn.

Zweierlei Wege.



O selig, wer noch immerdar bezwang
 Gemeiner Leidenschaften wilde Triebe,
 Und dem der Zauber idealer Liebe
 Sich allgewaltig um die Seele schlang.

Wohl mancher heiß mit der Begierde rang,
 Der jetzt spürt der Reue Geißelhiebe;
 Lang war es ungewiß, wer Sieger bliebe,
 Bis er erlag dem übermächt'gen Drang.

Ihr Glücklichen, die ihr so sorglos schreitet
 Auf ebner Bahn, wo Engel euch umschweben,
 Ihr wißt wohl nicht, was ein Verdammter
 leidet,

Wißt nicht, was er gekämpft in diesem Leben,
 Um falsches Glück, um das ihn keiner neidet,
 Sonst würdet ihr ihm liebevoll vergeben.



Empor zum Licht.



Noch liegt die Welt im Winterschlaf,
 Im Eisesbann,
 Den nur der Liebe warmer Hauch
 Zerschmelzen kann.

Doch ob der Nordwind tobt und stürmt,
 's ist einerlei!
 Aus tiefster Seele dringt hervor
 Ein Frühlingschrei.

Wir zagen nicht in Drang und Not,
 Uns schreckt kein Feind,
 Ein Feuer tief im Herzen loht,
 Das Brüder eint.

Wir wissen, daß die Zukunft naht
 Und Ketten bricht, —
 Es führt der Menschheit Dornenpfad
 Empor zum Licht!



Gahlverwandt.



Was wir im Herzensgrund verborgen
 tragen,
 Der Seele heimlich Sehnen und Verlangen,
 Dies wundersame Geben und Empfangen,
 Du fühlst es selbst und darfst es doch nicht
 sagen.

Laß uns genießen, ohne lang zu fragen,
 Woher es kam, und wie es zugegangen, —
 Sieh dich der schönen Gegenwart gefangen
 Und laß uns an der Zukunft nicht verzagen.

O laß dir ein Geheimnis offenbaren,
 Du ahnst's, und wenn ich's auch nicht nieder-
 schriebe,
 Und wirßt es tief in deiner Brust bewahren;
 Nicht länger zähm' ich meines Herzens
 Triebe,
 Was du mir bist, du sollst es jetzt erfahren:
 Vernimm, o Weib, daß ich dich innig liebe!



Überreich.



Flutender Ozean,
 Dich schau' ich staunend an,
 flutender Ozean,
 Wie groß bist du!
 Woge an Woge schwillt,
 Ha, wie das rauscht und quillt!
 flutender Ozean,
 Wie groß bist du!

Luftmeer, o Sternenzelt,
 Wohl trägst du Welt an Welt,
 Luftmeer, o Sternenzelt,
 Wie weit bist du!
 Wer misst die fernen all,
 Stäubchen und Sonnenball?
 Luftmeer, o Sternenzelt,
 Wie weit bist du!

Allvater, deine Macht,
Nie wird sie ausgedacht,
Allvater, deine Macht
Bleibt unerreicht!
Luftmeer und Wogenschwall,
Stäubchen und Sonnenball
füllet dein Lebenshauch,
Ewige Kraft.



Ausgestritten.



Es liegt ein toter Recke
 Im Gras am Waldesrand,
 Heiß rann aus tiefen Wunden
 Sein Herzblut in den Sand;
 Noch hält er fest umklammert
 Die Wehr von blankem Stahl;
 Des Tages letzter Schimmer
 Umzuckt sein Antlitz fahl.

Im Hohlweg überfiel ihn
 Der feinde wilder Hauf;
 Da gab's ein Hauen und Stechen
 Herunter und hinauf;
 Herüber und hinüber
 Die Streiche fielen dicht,
 Das funkelte und blitzte
 Im hellen Sonnenlicht!

Das gab ein wildes Knirschen,
 Das klirrte und das klang,
 Wenn an dem Eisenkleide
 Ein Panzerring zersprang;
 Da flogen Feuerfunken
 Und Blicke zorngemäß,
 Da sprang in roten Brünnlein
 Heraus das edle Blut.

Er schwang sein Schwert so grimmig,
 Das fauste wie im Flug, —
 Bis eines Gegners Streitart
 Ihm Schild und Helm zerschlug.
 Bis ihn, nach langem Ringen,
 Zuletzt die Kraft verließ,
 Bis ihm mit scharfer Lanze
 Der Feind die Brust durchstieß.

Dann sank er jäh vom Rosse
 Aufs blutige Gefild,
 Wie ein zum Tod getroffenes,
 Gehegtes Edelwild. —
 Der Feind ritt ohne Beute
 Davon, er sann und schwieg;
 Ihm fielen fünf Genossen, —
 Das war ein teurer Sieg!



Standesehre.



Herr Suff that einen heil'gen Schwur,
Den hält er früh und spat:
Aus Eiterkrügen trinkt er nur,
Denn er ist — Eitterat!



Von der Heimat fern.



Einsam steh' ich hier am öden Strande,
 Grauer Nebel lagert überm See,
 fern von meinem lieben Alpenlande,
 Von den Bergen mit dem ew'gen Schnee.
 Leise naht die Nacht auf leichten Schwingen,
 Aus den Dörfern flimmert Licht an Licht.
 Von den Türmen hör' ich Glocken klingen,
 Meiner Heimat Glocken sind es nicht.

Weit hinaus, in unbekante ferne,
 Muß ich wandern, ohne Ruh' und Rast,
 Längst erloschen sind der Hoffnung Sterne,
 Und vor Sehnsuchtsweh vergeh' ich fast.
 Längst verstummt sind meine frohen Lieder,
 Nur ein Echo regt sich noch einmal;
 Bringt mir leise die Erinnerung wieder
 An mein liebes, fernes Heimatthal.



Vom „Rechnen“.



Mein Lehrer gab mir manche Rüge,
 Weil ich ein schlechter Rechner war;
 Er sprach: „Das sind des Leichtsinns Tüge,
 Sieh acht, dir sticht man noch den Star!“
 Doch kann die beste Schätzung fehlen,
 Und sein Gered war eitel Dunst;
 Denn meinen Reichtum aufzuzählen
 Braucht's keine große Rechenkunst.



Richtet nicht!



Ein Mensch, der in der Irre geht,
Ist darum noch kein Bösewicht,
Gar mancher fällt, der heute steht,
Wie sehr ihn auch der Hochmut sticht;
Ihr ladet den gefallen Mann
Vor eures Zornes Strafgericht,
Indes ein Gott, der richten kann,
Schon über euch das Urtheil spricht.



Vogelflug.



Es lüftet mich, dem Vogel gleich
 Die Wälder und die Auen,
 Hinfegeln durch der Lüfte Reich,
 Von oben her zu schauen.
 Das muß ein eignes Wandern sein,
 Wenn man, vom Staub der Erde rein,
 Im Aether schwimmt, im blauen.

Wie mag der Berg, wie mag das Thal
 Im Sonnengolde schimmern,
 Wie mag der rote Abendstrahl
 Auf klarem Strome flimmern!
 Zuweilen nur, von ungefähr,
 Vielleicht dringt aus der ferne her
 Gelächter oder Wimmern.

Auf Wolkenbergen, Inftunhaucht,
 Ließ' ich mich rastend nieder,
 In goldne Sonnenglut getaucht
 Mein glänzendes Gefieder;
 Dann fäng' ich, o du fel'ger Traum,
 Wohl durch den freien Weltenraum
 Laut schallend meine Lieder.



Daheim.



Schon ist des Tages Licht verblaßt,
 Und finster kam die Wetternacht,
 Ein Wanderer hält im Walde Rast,
 Von Donnerschlägen wild umfracht;
 Auf langer Irrfahrt durch die Welt,
 Die Sorge hat sein Haar gebleicht;
 Nun ruht er unterm grünen Zelt —
 Er hat die Heimat noch erreicht!

Ihn kümmert nicht das Sturmgegroll,
 Nicht die Gefahren fern und nah,
 Sein Weg war lang und mühevoll,
 Bis er der Heimat Berge sah;
 Und trotz der Blitze fahlem Schein
 Und trotz des Donners grimmem Schlag,
 Er schlummert sanft und ruhig ein,
 Denn morgen ist ein Freudentag.



Glücksträume.



Laß mich in deine Augensterne blicken,
 In deiner Seele Spiegel tief und klar;
 Mein Herz am süßen Wonnetrauf erquicken,
 Dann laß mich sterben, weil ich glücklich
 war.

Ich habe nichts, dir zum Geschenk zu
 bringen,

Als meiner Lieder schlichte Perlenkette,
 Als meiner Leier heimlich süßes Klängen,
 Als meines Herzens heil'gen Liebeschwur.

Du aber hast so viel, so viel zu geben,
 Und deiner Liebe Wunder fass' ich kaum;
 Es bietet uns dies kurze Erdenleben
 für unsrer Sehnsucht Wünsche keinen Raum.

Mög' uns die Hoffnung eine Brücke
 schlagen,

Mein Antlitz ist der Sonne zugewandt,
 Laß deine Seele mit hinübertragen
 In meiner Träume schönes Zauberland.



§ frage nicht.



O frage nicht nach meiner Treue,
 Sieh dich mir ohne Zaudern hin,
 Nicht, ob es morgen mich gereue,
 Wenn ich nur heut dein eigen bin.
 Umschlinge mich mit heißen Armen
 Und küsse mir die Lippen wund;
 Laß mich an deiner Brust erwarmen
 Und mach mein krankes Herz gesund.

Die Liebe läßt sich niemals binden,
 Ist wie das Glück ein flücht'ger Gast.
 Sie kann dir jeden Tag entschwinden,
 Frei, wie der Vogel auf dem Ast;
 Hat dich ihr Zauber fest umsponnen,
 So trink den Wonnebecher leer;
 Bald ist der süße Rausch zerronnen, —
 Die flücht'ge Stunde kehrt nicht mehr.

In deiner Hand liegt Tod und Leben,
Du selbst entscheidest dein Geschick,
Du kannst dir hohe Freude geben
Und Qual, im nächsten Augenblick;
So wie dein Herz mir heut begegnet,
So sonnenreich, so liebevoll,
Hat dich der Himmel auch gesegnet,
Damit dir Freude werden soll.



Eugenie.



Du liegst in deinem Grabe still,
 Am Orte, wo der Friede weilt,
 Ach, wüßtest du, wie manchenmal
 Dein Vater dort vorüber eilt,
 Du würd'st dich wundern, daß der Mann,
 Der dich noch heute herzlich liebt,
 So selten an die Stätte kommt,
 Die deinen toten Leib umgiebt.

Wenn ich auch eilig weiter geh',
 Noch niemals, Kind, vergaß ich dich,
 Und oftmals kommt das Sehnsuchtsweh
 So wild und stürmisch über mich! —
 Das Leben läßt mir keine Zeit,
 Noch weiß ich nicht die Stunde, wann
 Ich einst, von Drang und Not befreit,
 Auf ewig bei dir rasten kann.



Das gefällte Tannenbäumchen.



Gar früh gab dir die Art den Tod,
 Wohl dir, du hast noch jung geendet,
 Vergehst, von flammen hell umloht,
 Und wirst zu keinem Sarg verwendet.
 Ich wollte gern, ich wäre auch
 Wie du im Jugendlenz gefallen
 Und dürft' als weißes Wölkchen Rauch
 Hinauf zum blauen Aether wallen.



Wald-Idylle.



Träumend liegt ein müder Wanderer
 Dort, am klaren Borne rastend,
 Schaut hinauf zu grünen Wipfeln,
 Die, vom Himmelsblau umwoben,
 Ueber seinem Haupt sich wölben.

Leichtbeschwingte Elfengeister
 Schweben eifrig hin und wieder,
 Wiegen sich auf schwankem Zweige,
 Süße Liebesworte flüsternd,
 Spinnend ihren Märchenzauber.

Brütend liegt die Mittagssonne,
 Ueberm Blättermeer des Waldes,
 Rastend liegt das Reh, das schlanke,
 Tief im Dickicht still verborgen,
 Und die Amsel flötet leise.

Abend wird's, die Sonne scheidet;
 Ihren letzten Glutpfeil wirft sie
 Durch der Tannen hohe Wipfel,
 Und der Dämmerung grauer Schleier
 Meldet schon das ernste Dunkel.

fernher tönen Waldhornklänge,
 Die im Echo sanft verhallen,
 Und das Glöcklein der Kapelle
 Ruft die Gläubigen zur Andacht; —
 Tiefer Abendfriede waltet.

Und die Nacht mit ihrem Schweigen
 Lagert über Thal und Hügel,
 Nur der Mond erhellt die Pfade.
 Heimwärts strebt der müde Wanderer,
 Zu des Herdes tranter Flamme.

Tief im Schatten liegt das Forsthans,
 Einsam, still und traumverloren
 Und umrauscht von Tannenwipfeln;
 Nur der Giebel glänzt im Mondlicht,
 Wo die Hirschgeweihe prangen.

Drinne in der braunen Stube
 Hängen stolze Jagdtrophäen,

Dort am Tische sitzt der Förster
 Und erzählt dem fremden Gaste
 Wundersame Abenteuer.

Wie er dort im Tannendickicht
 Einst den weißen Hirsch erschaute,
 Sicher ihn aufs Korn genommen,
 Aber dennoch nichts getroffen,
 Weil der Hirsch ein Truggebilde.

Wie er einst im Wald gewandert,
 Zu Gedanken tief versunken,
 Plötzlich eine Stimme hörte,
 Welche laut ihn rief beim Namen,
 Daß er fast erschraf darüber.

Aber daß trotz allem Suchen
 Er den Rufer nicht erspähte
 Und sein brauner Jagdhund, ängstlich
 Sich an seine Füße schmiegend,
 Jämmerlich hub an zu winseln.

Und noch mancherlei berichtet
 Hier der Weidmann seinem Gaste,
 Welcher ihm mit feinem Lächeln,
 Aber doch geduldig zuhört,
 Nebenbei sein Mahl verzehrend.

Endlich schweigt auch der Erzähler,
 Gast und Hausherr, schlummermüde,
 Suchen gern das weiche Lager,
 Leise tickt die alte Wanduhr,
 Schnarrend hebt sie aus zum Schlage.

Silbern blickt der Mond durchs Fenster,
 Welche feierliche Stille!
 Nur der Waldbach rauscht und plätschert;
 Gute Nacht, du braunes Forsthaus,
 Gute Nacht, du Waldidylle!



An Schiller.



Schiller, erhabener Geist, o du König
 unter den Dichtern,
 Sonnenwärts trägt uns dein Lied, mächtig
 mit Sturmesgewalt;
 Wohl sind im Laufe der Zeit der Poeten
 so viele erstanden,
 Aber nicht einer erreicht deinen unsterb-
 lichen Ruhm!
 Was deine Muse uns sang von der ewigen
 Dauer des Schönen,
 Hat an ihr selbst sich erfüllt — göttlicher
 Sänger, du lebst!
 Heute noch preist dich die Welt als des
 Liedes gewaltigen Heros,
 Welcher sein Bestes uns gab, eh' er die
 Erde verließ.



Zu begehrtlich.



Du hast es mir übel vergolten,
 Daß ich einst dich so heiß geliebt,
 Du hast mir gezeigt, was die Folge,
 Wenn man dir sich zu eigen giebt.

Nun soll mir kein Weib mehr gefallen,
 Ob sie schön, ob sie geistreich sei;
 Und du marterst mein Herz beständig
 Mit grausamer Tyrannei.

Hab acht! eines Dichters Liebe,
 Die gleicht einem Sonnenstrahl,
 Du kannst sie nicht knebeln und binden,
 Bereitest dir selber Qual.

O laß nur den Schwärmer vertoben,
 Du hast noch des Glückes genug!
 Die Sterne, sie glänzen hoch droben, —
 Wer alles begehrt, ist nicht klug.



Du hast gefehlt.



Du bist so still, in Unmut ganz versunken,
Als hättest du vom Leidenskelch getrunken;
O Freund, ich weiß wohl, was dein Innres
quält:

Du hast gefehlt!

Nun plagt die Reue dich mit scharfen
Bissen,
Es mahnt dich laut und schmerzlich dein
Gewissen,
Dein schwacher Mut war nicht zum Kampf
gestählt,

Du hast gefehlt!

O fleh, daß du Vergebung kannst erlangen,
Und such ein neues Leben anzufangen,
Zeig, daß ein guter Wille dich beseelt.

Du hast gefehlt!



Lenzgruß.



Nun darf die Welt im Lenzeschmucke
 prangen,
 Und all die trüben Tage sind vergangen.
 Auf lange Nacht, auf Winterleid und Mühen,
 folgt neues Blühen.

Was träumend lag in Schnee und Eises-
 banden,
 Ist jetzt frohlockend wieder auferstanden,
 Und trotz dem rauhen Sturmesgruß aus
 Norden,

Ist's Lenz geworden.

Drum will sich überall die Freude regen,
 Das Herz will süße Wonneträume hegen,
 Und wie durch Zauberwort erwachen wieder
 Verklungne Lieder.

Du Geist des Lebens, der uns solches spendet,
 Du helles Licht, das uns der Himmel sendet,
 Du hast die Finsternis von uns genommen, —
 O sei willkommen!



Schweres Opfer.



Zum Jünger einst der Meister sprach:
„Geh hin, verkaufe, was du hast,
Erleichtere dem armen Volk
Damit die schwere Elendslast!“

Drob kränkte sich der junge Mann
Und schlich sich tiefbetrübt davon,
Weil er um vieles reicher war
Als wie sein Herr, des Menschen Sohn.

Selbst um den Schatz im Himmelreich
War dieses Opfer ihm zu schwer;
Er sprach: „Ich halte, was ich hab’,
Und sammle mir dazu noch mehr!“



Verfehlt.



Du wirst wohl nie mein Herz gewinnen,
 Hast mir schon viel zu weh gethan,
 Kaum wohnt ein Lichtgedanke drinnen,
 So fängst du mich zu quälen an.

Du zeigst, daß du mich nie verstanden,
 Daß wir verschieden von Natur,
 Machst jede Hoffnung mir zu Schanden,
 Und zeigst von Reue keine Spur.

Du denkst so kleinlich und so eigen,
 Du hast kein hohes Ideal,
 Willst andern meine Fehler zeigen,
 Und doch verlierst du jedesmal.

O laß dein thörichtes Beginnen
 Und lerne gut und edel sein,
 Die schöne Zeit flieht rasch von hinnen,
 Auf einmal bricht die Nacht herein.



Spätes Glück.



Warum hab' ich dich gar so spät ge-
funden?

Warum kreuzt deine Liebe meinen Pfad,
Nachdem ich schon auf Lebenszeit gebunden
Und da mein Sommer sich dem Ende naht?
Die Blüten, die mein Jugendlenz geboren,
Sie sind dahin, der Sturm hat sie verweht,
Und selbst die Zukunftshoffnung ist ver-
loren, —

Du schöner Traum, fahr wohl, es ist zu spät!

Und dennoch lockt es mich mit Zauber-
flängen

In das erträumte Paradies hinein,
Das arme Herz will seine Bande sprengen,
Es möchte einmal wieder glücklich sein.

Es klammert sich mit ungestümem Sehnen
 An deine märchenhafte Lichtgestalt,
 Das ist kein Spiel, das ist kein eitles
 Wähnen,
 Es ist der Liebe magische Gewalt.

Und ob sich rings der Trübsal Wogen
 türmen,
 Kein Hoffnungstern die dunkle Nacht er-
 hellt,
 Die Liebe kämpft und bietet Trotz den
 Stürmen,
 Gleichwie ein Fels, daran die Flut zerschellt;
 Sie baut sich mitten im Gewühl des Lebens
 Ein Paradies, von Schuld und Sünde frei,
 Das der Gemeinheit rohe Faust vergebens
 Zu schänden sucht mit Haß und Tyrannei.

Was kümmern mich die feindlichen Ge-
 walten!
 Den Spott der eitlen Menge fürcht' ich nicht,
 Ich hab' den Glauben an mich selbst be-
 halten,
 Erfülle treulich meine Menschenpflicht.

Und geh' ich gerne Hand in Hand zu-
sammen
Mit dir, du Engel, der es redlich meint,
Wer will ein Herz, das menschlich fühlt,
verdammten,
Wenn es sich freut, solange die Sonne scheint?



Zukunftsbahnen.



Herbstnebel schweifen durch Wald und Au,
 Stumm grüßen die Berge herüber,
 Der Himmel so wolfig, so düster und grau,
 Ein langsames Sterben, wohin ich schau'; —
 Zu schnell ging der Sommer vorüber!

Mir ist es, als wäre mein Leben verblüht,
 Ich möchte zur Ruhe mich legen;
 Gedulde dich, Herz, dein Wunsch ist ver-
 früht,

Noch leuchtet die Sonne dir hell im Gemüt,
 Und du schreitest der Zukunft entgegen.

Der leuchtenden Zukunft im Zeitenschloß, —
 Schon kommt sie heraufgestiegen
 Aus Nebel, aus Wolken und Sturmgetos,
 Im Glanze der Hoffnung, ruhig und groß,
 Und hilft dir die Zweifel besiegen.



Straumbilder.



Wohlan, die heil'ge Dämmerstunde naht,
Es kommt die Nacht mit ihrem tiefen
Schweigen!

So will ich denn auf steilem Bergespfad
Hinauf zur nackten Felsenkuppe steigen. —
Sei mir begrüßt, o holde Einsamkeit,
Du Mondstrahl, der auf Bacheswellen zittert!
Ins Reich der Musen tret' ich froh bereit,
Wo mir kein Menschenhaß das Herz ver-
bittert.

So spanne mächtig deinen Fittich aus,
O Phantasie, trag mich auf Adlerschwingen
In der Romantik fernes Land hinaus —
Ich will zum Klang der Zauberharfe
singen.

Ha, wie erscheint mir jetzt beim Mondes-
glanz
Ein bunt Gewimmel längst verschollner
Sagen!

Hier schlingen Elfen ihren Ringeltanz,
Dort seh' ich eine Burgruine ragen;

Groteske Trümmer, bröckelndes Gestein,
 Das nur der Epheu noch hält treu um-
 schlungen;
 Ein Laubdach hindert selbst den Sonnen-
 schein

Zu schaun in diese tiefen Dämmerungen.
 Wie drängt es mich so süß, geheimnisvoll,
 Die alte Klausse spähend zu durchstreifen —
 Weiß nicht, ob ich dem Drange folgen soll,
 Gleich einem Irrlicht dort umherzuschweifen!
 — Horch, welch ein ernster Klang durch-
 weht die Luft?

Ein fernes Münster sendet Glockentöne!
 Dort bringt man einen Müden jetzt zur
 Gruft,
 Der Abschied nahm vom Kreis der Erden-
 söhne!

So schweigsam steht der finstre Tannenwald,
 Die Nacht verhüllt den Ausblick in die ferne,
 Des Glöckleins Klagetöne sind verhallt,
 Im nahen Bergsee spiegeln sich die Sterne.
 Ich reite flugs auf meinem Zauberroß
 Hinaus in weite, blühende Gefilde;
 Die Phantasie zeigt mir ein Feenschloß
 Und tausend wundersame Traumgebilde.

Dort seh' ich eine weiße Lämmerfchar
Auf grünem Ager, nah beim Waldes-
saume,

Ein junger Hirt mit blondgelocktem Haar,
Ruht, friedlich schlummernd, unter einem
Baume,

Viel bunte Falter gaukeln durch die Luft,
Es klingen hell der Vöglein süße Lieder,
Und Wunderblumen hauchen Balsamduft,
Der Windhauch küßt sie spielend hin und
wider.

— Vorbei! Mein Auge jetzt zu schaum
vermeint

Das weite Meer mit schaumgekrönten
Wogen,

Zerriss'ner Wolkenflor, die Sonne scheint,
Und strahlend wölbt sich dort ein Regen-
bogen,

Auf blauer Flut schwimmt das Korsaren-
schiff,

Aus Meerestiefe grüne Inseln ragen,
Umspannt vom schützenden Korallenriff,
An das der Brandung Wogen donnernd
schlagen.

— Ein Tropenland, wo die Banane reift,

Wo sich ein Kranz von Palmenwäldern
 breitet,
 Wo scheu die flüchtige Gazelle schweift,
 Und wo der Löwe durch die Steppe schreitet.
 Dort sah ich eine Beduinenschar
 Mit Windeseile durch die Wüste jagen —
 O armes Negervolk, dir droht Gefahr,
 Sie wollen dich in Sklavenfesseln schlagen! —
 Vorbei, das ist ein blutig ernstes Bild,
 Nicht drängt mich's, den Verzweiflungskampf zu schauen,
 Wo man die Menschen tötet wie das
 Wild,
 Unschuld'ge Kinder und wehrlose Frauen! —
 Verschwunden ist der gelbe Wüstenand,
 Die brannen Reiter und die flinken Rosse,
 Mein Auge schaut ein schneebedecktes Land,
 Auf grüner Meerflut schwimmen Eiskolosse.
 Dort schwankt ein Schiff auf leichtbewegter
 See,
 Doch die es birgt, sind keine Sklavenjäger,
 Sie kämpfen mühsam sich durch Eis und
 Schnee —
 Das sind die Walfischfänger, Robben-
 schläger.

„Ein Wall“ tönt's hoch vom Auslug auf
 dem Mast,
 Und die Pinasse raffelt in die Fluten;
 Schnell wird das Boot bemannt, in wilder
 Hast,
 Nun gilt's zu rudern und sich tapfer sputen!
 Die braven Jungen rudern so gewandt,
 Gleich einem Vogel kommt das Boot ge-
 flogen,
 Und, die Harpune wurfbereit zur Hand,
 Der Mann am Bug schaut spähend in die
 Wogen.
 Jetzt fährt das Eisen zischend durch die
 Luft —
 Es traf, — habt acht, Matrosen, seid ge-
 rüstet!
 Sonst reißt der Fisch euch in die Wogen-
 gruft,
 's ist keiner, den's nach solchem Bade
 lüftet!
 Wie färbt die tiefe See sich blutig rot,
 Und pfeilschnell fliegt das Seil auf heißer
 Rolle —
 Ein zweiter Wurf! — das Ungetüm ist tot!
 So endet diese Riesenjagd, die tolle.

Vorbei, denn schon umweht mich Rosenduft,
 Ich wandle sinnend durch Olivenhaine,
 Mein Haupt umfächelt Spaniens milde Luft;
 Dort wächst der Lorbeerbaum am grünen
 Raine.

Greif zu, Poet, greif zu und schmück dein
 Haupt,

Ein solcher Kranz gebührt dem Musensohne!
 Nein, dieser feste Griff ist nicht erlaubt,
 Das Schicksal gab mir eine Dornenkrone. —
 Hinein zur Stadt! Horch, Mandolinenklang!
 Manch schöne Frau schaut vom Balkon
 hernieder;

Vor der Arena wogt in wildem Drang
 Die Menge ungeduldig hin und wider.
 Jetzt sprengt ein Matador zum Stiergefecht,
 Er wird mit lautem Jubelruf empfangen —
 Hinweg, hinweg, das Bild gefällt mir schlecht,
 Nach solchem Schauspiel trag' ich kein Ver-
 langen!

— Die Heide dampft, dort seh' ich halb-
 versteckt

Im Waldesschatten das Zigeunerlager;
 Bei einem Feuer träumend hingestreckt
 Zerlumppte Raubgesellen, braun und hager;

Ein schönes Weib schaut sinnend in die
 Glut,

Sie murmelt leise ihren Zaubersegen;
 An ihrer Brust ein schlafend Kindlein
 ruht,

Und durch das grüne Laubdach tropft der
 Regen.

— Sei mir begrüßt, du trautes Heimat-
 thal!

Ich komme staubbedeckt aus fernen Zonen;
 Zu dir zog mich die Sehnsucht manches-
 mal,

Ich möchte friedlich unter Menschen wohnen!
 Hier ist mein Hirte, der am Bergeshang
 Auf grünem Rasen seine Lämmer weidet.
 Mich grüßt der Waldkapelle Glockenklang,
 Und mahnt zur Heimkehr, wenn die Sonne
 scheidet.

— Der Tag entfloh, und überm Waldes-
 saum

Beginnt des Mondes Sichel aufzusteigen,
 Still ruht die Flur, umhüllt von Duft und
 Traum,

Leis rauscht der Windhauch in den Tannen-
 zweigen;

Das Bächlein plätschert übers Felsgestein —
Nun will auch ich ins Thal hernieder
wallen,
Im Arm der Liebe schlaf' ich sorglos ein,
Und meiner Leier Klänge sanft verhallen.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neue interessante Erscheinungen.

Fred Graf Frankenberg
Kriegstagebücher

von 1866 und 1870/71.

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

2. Auflage. Preis geheftet M. 5. — ; eleg. geb. M. 6. —

Billige Volksausgabe:

Preis geh. M. 2.50; in schmiegsamem Einband M. 3. —

Durch das ganze Buch geht ein solch mächtiges Gefühl für Deutschlands Ehre und Größe, daß man sich von dem lebensvollen, gemütreichen Buche nicht vor dem Ende trennen kann.

Lebenserinnerungen
eines Schleswig-Holsteiners

von

Dr. Henrici,

Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat und Reichsgerichts-Senats-
Präsident a. D.

Preis geheftet M. 3. — ; in Halbfranzband M. 5. —

Erinnerungen aus einem reichbewegten Leben, das den Verfasser mit den berühmtesten Männern seiner Zeit in Berührung brachte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Aus dem
Lager des Rheinbundes
1812 und 1813.

Von

Dr. Albert Pfister,
Generalmajor z. D.

Preis geheftet M. 7. — ; in Halbfranzband M. 9. —

Der Verfasser bietet uns eine Reihe lichtvoller Zeitbilder aus dem militärischen und politischen Leben und, was ebenso, ja noch wertvoller ist, aus der allgemeinen Volksstimmung.

Aus dem
Lager der Verbündeten
1814 und 1815.

Von

Dr. Albert Pfister.
Generalmajor z. D.

Preis geheftet M. 7. — ; in Halbfranzband M. 9. —

Freimütiges Urtheil, anregende Sprache, geschickte Gruppierung des Stoffes, Ausbeuten von vielen, dem Autor für dieses Werk eigens freigegebenen Urkunden zeichnen das Buch aus, das, wie wir ausdrücklich betonen, weniger ein militärisches als hauptsächlich ein Geschichtswerk ist, und das den Historiker in gleichem Maße fesseln wird wie den Laien.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



32101 068985504

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Ein neues Werk für alle Musikfreunde
und Musiktreibenden.

Giuseppe Verdi

und seine Werke.

Von

Gino Ronaldi.

Aus dem Italienischen übersetzt von
L. Holtzof.

Mit zwei Bildnissen Verdis.

Preis gebestet M. 6. —; eleg. geb. M. 7. —

Giuseppe Verdi, der Nestor der derzeitigen Tonmeister, ist in sein fünfundsachtzigstes Lebensjahr getreten. Erfolgreich, wie kein anderer seiner Mitstreitenden, bietet der in den Tagen seines hohen Alters noch von jugendlichem Feuer und jugendlicher Schaffenskraft beseelte Meister eine in der Geschichte des Kunstlebens wohl einzig dastehende Erscheinung dar. Den Schlüssel zu dieser Wundererscheinung giebt uns der angesehenste der gegenwärtigen italienischen Musikchriftsteller Marchese Gino Ronaldi in dieser geist- und temperamentvollen Studie über Verdi und den Verdischen Entwicklungsgang.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



